R. B.
L. J.
53
2

Das
Paradies der Liebe.

Ein Kloster-Roman.

Herausgegeben
von
J. B. Schad,

Doktor der Philosophie zu Jena, ehemaligem
Mönch zu Kloster Banz.

Zweytes und letztes Bändchen.

Erfurt,
in der Henningsschen Buchhandlung
1804.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Dreyzehnter Brief.

Auch ich bin nun ein Seliger, theuerster Freund! Adelheid ist mein, — ewig mein. Sie hat mir vor drey Tagen in einer öffentlichen Versammlung, wo nicht nur alle Mitglieder unseres Schwimminstituts, sondern auch die angesehensten Personen beyderley Geschlechts aus unserer Stadt, und der ganzen Gegend zusammen kamen, den Blumenkranz der Menschenliebe aufgesetzt, und mich mit der

Versicherung und Verpfändung ihrer ewigen Liebe gekrönt. O dieser Tag wird mir ewig unvergeßlich — wird mir selbst in der Hölle irdischer Leiden, in welche die gütige Hand der Vorsehung oft die edelsten Menschen führt, Himmel seyn. Ich freuete mich sehr auf den Tag, den Herr Hofrath Weise wegen der guten That, daß ich mit Lebensgefahr einen armen Menschen aus dem Wasser gerettet habe, zu meiner Krönungsfeyer bestimmt hatte. Ich konnte mir leicht vorstellen, daß die Menschenfreundlichkeit dieses mir mit dem edelsten Enthusiasmus der Freundschaft ergebenen Mannes sinnreich seyn würde, um in meiner Person Menschenliebe zu belohnen, und zu verherrlichen. Hätte ich aber nur von ferne geahnet, was an diesem Tage alles vorgehen sollte, so würden mir die Augenblicke, die, bis der erwünschte Tag kam, verfloßen, zu Jahren geworden seyn.

Schon der Umstand, daß Herr Hofrath Weise wider seine Gewohnheit das Krönungsfest von dem Tage an, da ich den Unglücklichen gerettet habe, gerechnet, über sechs Wochen hinausschob, ließ mich vermuthen, daß er zur Verherrlichung desselben etwas Besonderes im Sinne habe. Aber noch andere Umstände vermehrten meine Vermuthung. Als ich gleich des andern Tages nach dem gelungenen Versuch der Menschenrettung in seinem Hause war trat ein sehr geschickter Portraitmahler unserer Universitätsstadt in die Stube. Herr Weise bat mich so dringend, zu erlauben, daß er zu seinem Gebrauche mich abbilden lassen dürfte, daß ich es nicht abschlagen konnte. Ich fragte vergebens nach dem Zweck, den er sich dabey vorgesetzt hätte. Ich fragte ihn ferner, ob er Adelheid sammt ihrem Vater zum Krönungsfest einladen würde. Er sagte, er hätte schon an beyde geschrieben, und würde mir von ihrem Entschluß Nachricht geben, sobald

er würde Antwort erhalten haben. Nach einigen Tagen kam er selbst zu mir, und zeigte mir einen Brief von dem Vater, mit dem Inhalt, daß er es höchstens bedauerte, daß er nicht bey diesem Feste erscheinen könnte. Theils wäre er nicht wohl, theils hätte er für jetzt so viele Amtsgeschäfte, daß es ihm unmöglich wäre, sich auf einige Tage von seinem Hause zu entfernen. Seine Tochter aber allein zu entlassen, dazu könnte er sich wegen verschiedener Gründe nicht entschließen. Ich schrieb sogleich an Adelheid, um sie zu bitten, daß sie alles anwenden möchte, um ihren Vater zu dieser Reise zu bewegen. Ich erhielt von ihr den schmeichelhaftesten Brief, worin sie mir Glück wünschet zu der edlen That, die ich vollbracht hätte, und zu dem Fest, das zur Belohnung derselben gefeyert werden sollte; mir aber zugleich dieselbe Nachricht giebt, die Herr Weise schon von ihrem Vater erhalten hatte. Es waren bereits sechs Wochen verstrichen, und ich bemerkte noch

immer keine Anstalt zu diesem für mich bestimmten Ehrenfeste. Endlich sagte mir Herr Weise, daß der fünfte August dazu bestimmt wäre. Was die Dame betrifft, die Ihnen den Blumenkranz aufsetzen soll, sagte er ferner, so überlassen Sie mir die Wahl. Wenn auch Adelheid nicht kommen kann, so werden Sie doch mit der Ehrendame, die ich für Sie bestimmt habe, sehr wohl zufrieden seyn. Sie ist ganz so, wie Adelheid. Ich bezeugte ihm vorläufig meine gänzliche Zufriedenheit mit allem, was er veranstalten würde.

Endlich brach der erwünschte Tag an. Der Himmel selbst schien dieses Fest verherrlichen zu wollen durch den heitersten Tag, der in diesem ganzen Sommer und Frühjahr war, und der gleichsam aus dem Schoose des schrecklichsten Sturms in verjüngter Schönheit hervorgieng. Denn den Tag vorher war ein so fürchterliches Gewitter, deßgleichen ich hier noch keines erlebt habe.

Es dauerte den größten Theil der Nacht fort. Jeder Donner schien fluchend das Verderben zu verkünden, das der alles erhellende Blitz angerichtet hätte. Aber es kam des andern Tages kein Unglück, das sich ereignet hätte, zum Vorscheine. Es hatte zwar einmal eingeschlagen, und — was das Sonderbarste ist — in dem Hörsale, wo P. Vitulus seine Vorlesungen über Moral und Dogmatik hält; aber der Blitz zündete nicht. P. Vitulus hatte die Eitelkeit, sich eine sehr prächtige Kanzel machen zu lassen, ähnlich den Kanzeln in den Kirchen. Der größte Theil derselben nach oben zu war vergoldet, und mit allerley Zierrathen von Bildhauer-Arbeit geschmückt. Ganz oben stand der unheiligste Heilige, den je die katholische Kirche auf den Altar erhoben hat, nämlich der heilige Hildebrand, Gregor der siebente. Aus seinem Munde giengen zwey große Strahlen; auf dem einen waren die Worte, mit goldenen Buchstaben bezeichnet,

zu lesen: *Vivat sacrosancta theologia!* auf dem andern: *Vivat sanctissimus Coelibatus!* Der Heilige sah freylich mit diesen zwey Schwerdtern, die aus seinem Munde giengen, sehr hanswurstenmäßig aus. Aber man kann doch daraus auf den Feuereifer des P. Vitulus für den satanischen Hildebrandismus schließen. Das gestrige Gewitter mag nun ebenfalls mit der Pestluft der leidigen Aufklärung behaftet gewesen seyn. Denn es bewies sich so wenig als einen Verehrer des heiligen Hildebrands, der hochheiligen Theologie, und des heiligsten Pfaffencölibats, daß es vielmehr die gottlose Gottseligkeit begieng, diesen Heiligen mit sammt der hochheiligen Theologie, und dem heiligsten Pfaffencölibat — diesen Furien, die aus seinem Herzen stiegen — vom Throne zu stürzen, und zu zertrümmern. Auch die Kanzel ward zersplittert. Die Studenten, welche die Vorlesungen des P. Vitulus besuchen

müssen, weil sie sonst keine Hoffnung haben, als Geistliche angestellt zu werden — denn P. Vitulus stehet bey dem Diöcesanbischofe, der die geistlichen Aemter größten Theils zu vergeben hat, im größten Ansehen — sahen mit der lebhaftesten Schadenfreude zuerst diesen Spektakel, als sie frühe Morgens in den Hörsaal kamen. Man sagte es sogleich dem P. Vitulus. Er schlug jämmerlich die Hände über den Kopf zusammen, als er den Gräuel der Verwüstung sah. Er schimpfte sogleich auf die Aufklärer, und behauptete, daß das kein Werk des gestrigen Gewitters, sondern ohne Zweifel einiger verfluchter Aufklärer sey, denen die hochheilige Theologie, und der heiligste Priestercölibat, so wie auch der große Heilige, der für beydes so heldenmäßig gekämpft habe, der Gegenstand des höchsten Hasses sey. Diese Unseligen hätten sich bloß des nächtlichen Gewitters bedienet, um hier ihre teuflischen Absichten auszuführen. Gott hätte unmöglich dem Ge-

witter die, obgleich blinde, und bewußtlose Macht — gestatten können, einen der größten Heiligen von dem ihm hier errichteten Throne zu stürzen, und dadurch zugleich den Segen für die hochheilige Theologie, und den heiligsten Cölibat, der aus dem Herzen jenes Heiligen hervorgegangen, zu zertrümmern. Gott müßte mit sich selbst in Widerspruch stehen, und sein eignes Reich vernichten, wenn er so etwas zulassen wollte. Er hätte aber selbst erklärt, daß auch die Pforten der Hölle seine Kirche, die vorzüglich auf den Grundsätzen jenes Heiligen beruhete, nicht überwältigen würden. Wer giebt denn dem Gewitter die fürchterliche Gewalt, wodurch es theils die Sünder auf eine heilsame Art erschüttert, theils bestraft, — wer giebt ihm diese Gewalt anders, als Gott? Hätte nun Gott dem gestrigen Gewitter die Macht gegeben, den größten Heiligen, der bis zum Rasen (ja wohl!) für die Ehre Gottes und sein Haus entflammt gewesen, und durch das Gesetz

des heiligsten Cölibats die zuvor, leider! so oft zurechtgemachte Jungfrauschaft der Kirche wieder hergestellt hätte, von seinem Throne zu stoßen, so würde dieses eben so viel gewesen seyn, als wenn er das Gewitter selbst mit Waffen zur Zerstörung seines Reiches ausgerüstet hätte. Und wenn auch Gott aus Versehen so etwas hätte thun können (es stehet wenigstens ausdrücklich in der heiligen Schrift, setzte er hinzu, daß der liebe Gott hie und da schlummere), so würde doch das Gewitter nimmermehr sich an jenem großen Heiligen, der wahrhaft der Repräsentant und Stellvertreter Gottes sey (denn Gott hätte selbst in der Person des Petrus zu allen seinen Nachfolgern gesagt: Dir will ich die Schlüssel des Himmels geben u. s. w.) vergriffen haben. In der ganzen Natur sey nämlich ein gewisser Instinkt zur Erfüllung des Willens Gottes, und zur Beförderung seines Dienstes, wodurch jedes Ding zu lauter Gott gefälligen Wir-

kungen, obgleich bewußtlos, bestimmt werde; nur der Mensch sey zum Bösen geneigt von seiner Empfängniß an, und daher schon im Mutterleibe ein Gegenstand des göttlichen Zornes. Also, schloß er endlich, ist es schlechthin unmöglich, daß das Gewitter jene Gräuelthat vollbracht hat; sie ist vielmehr das Werk der Finsterniß unserer Aufklärer, deren es eine Menge in unserer Stadt giebt, und die vorzüglich jene verfluchte Rotte ausmachen, die sich erst seit kurzem zu einem ärgerlichen Schwimminstitut, das ich lieber Schweininstitut nennen möchte, gebildet hat, an dessen Spitze ein Thor stehet, der mit Unrecht den Namen Weise führt. Aber du Natternbrut, du! Ich werde dich aus deinen Schlupfwinkeln, wo du Seelen tödest, indessen du das körperliche Leben zu retten vorgiebst, ans Licht zu ziehen, und durch den Hauch eben des großen Heiligen, den du mit verruchter Hand von seinem Throne gestürzt hast, zu vernichten wissen. *Et via impiorum peribit.*

Nach dieser Strafpredigt des P. Vitulus wider die Aufklärer stürzten die Studenten, unter denen auch eine Menge Juristen, Mediciner nnd Philosophen, sogleich bey dem ersten Gerüchte dieses Vorfalls herbeygelockt, waren, mit kaum verbissener Schadenfreude aus dem Hörsaale hinaus, in der Absicht, sich nun ihrer Leidenschaft zu dem muthwilligsten Spotte über P. Vitulus, und über seine *Sacrosancta theologia*, und *sanctissimus coelibatus* auf öffentlicher Strasse ganz zu überlassen. Zu diesem Zwecke konnte ihnen nichts erwünschter seyn, als das Freudenfest des Schwimminstituts, das so eben seinen Anfang nahm. Es waren nämlich frühe um 7 Uhr den fünften August alle Mitglieder des Schwimminstituts in dem Hause des Herrn Hofraths Weise versammelt, um von da aus in einem feyerlichen Aufzug unter dem Trompeten und Paukenschall und vieler anderer musikalischer Instrumente in das Haus zu wallen, das

Herr Hofrath Weise außer der Stadt für das Institut hatte bauen lassen. Um acht Uhr gieng der Zug aus dem Hause. Zwey der angesehensten Mitglieder führten mich an der Spitze desselben. Eine große Menge Volkes, worunter selbst die angesehensten Bürger waren, hatte sich schon seit sieben Uhr vor dem Hause des Herrn Weise versammelt. Als die Mitglieder aus dem Hause giengen, und mich das Volk erblickte, schrie es wie durch Eine Stimme: „Es lebe der edle Jüngling, Hermann — der Menschenretter! Es lebe sein Lehrer, und Präses des Schwimminstituts Herr Hofrath Weise! Es lebe der ganze Chor dieser Menschenfreunde, denen Menschenleben heilig ist!“ Dieser Freudenzuruf verbunden mit einer Herz- und Geisterhebenden Musik (Herr Weise hatte nämlich von einem der größten Tonkünstler zu dieser Feyerlichkeit einen Marsch komponiren lassen, und zur Produktion desselben die vorzüglichsten Musikanten der Stadt

und der ganzen Gegend auserlesen — es waren bis 30 Musikanten, die alle Arten von Blasinstrumenten spielten —) machte auf mich einen Eindruck, den ich Ihnen auf keine Art beschreiben kann. Aber ich wurde bis zum höchsten Grad gerührt, als einige Schritte von Herrn Hofraths Weise Hause ein Zug von Kindern beyderley Geschlechtes, alle festlich gekleidet, Hand in Hand uns entgegen kam, sich mir näherte, und ausrief: „Auch wir wollen Menschenfreunde werden, wie du edler Jüngling! Sey unser Bruder und Freund!" Nachdem sie mit einer Art von Enthusiasmus, der, bey Kindern hervortretend, über alles entzückt, diesen Ausruf gethan hatten, streuten sie Blumen auf den Weg, den ich gieng. Die Mädchen hatten kleine ganz neu, und niedlich gemachte Körbchen am Arme, worin dieser schöne Vorrath war. Gefällig gab jedes dem Knaben, der es führte, und mit freygebiger Hand von Zeit zu Zeit einen Theil davon, und streute

abwechselnd selbst einen Theil aus. Ich wurde durch das, was diese Kinder sagten und thaten, so innigst gerührt, daß mir Freudenthränen aus den Augen strömten. Ich konnte mich auch nicht enthalten, ihren Zuruf durch folgende Worte öffentlich zu erwiedern: „Ja, gute Kinder! es ist mein höchstes Glück, das Bewußtseyn, aller Menschen, nnd vorzüglich guter Kinder Bruder und Freund zu seyn.“ Was mich noch mehr freute, war, wie ich nachher erfuhr, der Umstand, daß dieser Zug der Kinder nicht von Herrn Hofrath Weise veranstaltet, sondern eine Folge der eignen Erfindung mehrerer gutgesinnter Bürger, die ihre Kinder durch die Theilnahme an diesem Feste frühezeitig zur Menschenliebe zu bilden strebten, war.

Wir passirten so eben durch den Markt, als beynahe alle Studenten, die sich jetzt auf der Akademie befinden, bis 600 an der Zahl, wild jauchzend, uns entgegen kamen,

und sich an uns, an die Kinder und das übrige zahlreich versammelte Volk anschloßen. Nun stieg nicht nur das Vivatgeschrey immerwährend, und tobend himmel an, sondern es wurde auch mit kräftigen Flüchen, die dem P. Vitulus, seiner hochheiligen Theologie, und seinem heiligsten, in dem Grabe der Hurerey und der widernatürlichsten Wollust modernden Cölibat galt, vermengt. Als wir vor dem Rathhause vorbey gingen, drängten sich die Senatoren unter der Anführung des ersten Bürgermeisters, alle in ihrem feyerlichen Anzuge, aus demselben heraus. Der erste Bürgermeister redete uns mit folgenden Worten an: „Erlauben Sie, meine Herren, daß wir Ihren schönen Zug begleiten dürfen, um Ihnen einen Beweis zu geben, wie schätzbar uns die edle That, wodurch unlängst das Leben eines Menschen gerettet wurde, und das ganze Institut, das einzig auf Menschenrettung abzweckt, ist.“ Er näherte sich dann mir, und hängte mir

ein großes Medaillon von Gold, an einem schönen, mit Gold gestickten Bande, um den Hals, sprechend: „Nehmen Sie, edler junger Mann, dieses Geschenk, das Ihnen in meiner Person die hiesige Bürgerschaft zur Belohnung Ihrer edlen That überreichen läßt, als das Unterpfand ihrer ewigen Achtung gegen Sie an." Ich dankte auf das verbindlichste, und sagte, daß es mein einziges Bestreben seyn würde, mich der Achtung so würdig gesinnter Männer, als die Senatoren und Bürger der hiesigen Stadt wären, immer würdiger zu machen. Dieses Medaillon hat den Werth von 20 Dukaten in Rücksicht auf Schwere. Auf der einen Seite ist mein Bildniß, sehr gut getroffen, gerade in der Situation, wie ich den Unglücklichen ans Ufer brachte. Oben schwebt ein *Genius*, den Kranz der Unsterblichkeit in der Hand haltend, und mit schützendem Blick die That beobachtend. Auf der andern Seite stehet folgende Aufschrift! Hermann,

dem edlen Jüngling, und Menschenretter geweiht von der Bürgerschaft zu Kirchenfeld. 1785.

Nun gieng der Zug ungestört fort. Als aber die Studenten, und zum Theil auch die Bürger der Stadt, und übrigen Menschen, die sich an den Zug angeschlossen hatten, zu stürmisch, und zu oft das Vivatgeschrey mit Flüchen gegen P. Vitulus, und Konsorten vermischten, schickte Herr Hofrath Weise ein Mitglied des Instituts an die Studenten, und ließ sie bitten, diesen Freudentag durch beleidigende Flüche gegen den Herrn Prorektor (P. Vitulus war nämlich eben Prorektor) und die Geistlichkeit überhaupt nicht zu trüben, weil aus diesem Betragen, das zwar wohlgemeint, aber doch unschicklich wäre, nothwendig nachtheilige Folgen für sie, und vielleicht auch für das Institut, das sie mit so hohem Enthusiasmus zu beehren strebten, entstehen müßten. Einer

von den Studenten sagte: „Bey'm Teufel! wie kann man denn die Menschheit segnen, ohne den Pfaffen zu fluchen? Der Teufel muß so gewiß die Pfaffen hohlen, als es die Bestimmung der Menschheit ist, daß es ihr wohl ergehe." Doch sahen die meisten die Vernunftmäßigkeit der Bitte des Herrn Weise ein, und versprachen, zu verhindern, daß durch kein lautes pereat mehr das Freudengeschrey unterbrochen würde. Sie hielten auch Wort, und wußten sowohl die Stürmer unter den Studenten, als auch unter dem Volke zu bereden, daß sie sich alles unanständigen Betragens enthielten. Als wir bey dem Hause des Instituts angekommen waren, so lud Herr Weise ausdrücklich die Herren Senatoren ein, den Versammlungssaal durch ihre Gegenwart zu zieren, die übrige Gesellschaft aber, die nicht zum Institut selbst gehörte, bat er, zurück zu bleiben, weil der Saal so viele Menschen auf keine Art fassen könnte, und daher der ganze Zweck der Feyer=

lichkeit wegfiele. Folgsam blieb alles, selbst die Studenten, zurück. Nun gieng der Zug der Mitglieder, bloß von den Senatoren begleitet, in den großen Versammlungssaal, an den noch einige ziemlich geräumige Zimmer stoßen. Hier trafen wir eine große Menge der auserlesensten Damen aus der Stadt und der Gegend bereits versammelt an. Alle waren auf das geschmackvolleste gekleidet. Es war mir, als wenn ich auf einmal in ein Paradies versetzt würde, wo mir von allen Seiten Huldgöttinnen begegneten, deren Anblick den seligsten Genuß, der hier der Tugend zu Theil werden sollte, verbürgte. Herr Weise hatte dieselben in der Zwischenzeit, als die Mitglieder des Schwimminstituts sich in seinem Hause befanden, in eigens dazu bestellten Wagen dahin bringen lassen. Der Sekretär der Gesellschaft empfieng sie. Das war der Grund, warum derselbe sich nicht mit den übrigen Mitgliedern in dem Hause des Herrn Weise einfand, welches mich sehr be-

fremdete. Es war ein sehr guter Gedanke, des Herrn Weise, daß er jene Anstalt traf. Nur durch die schönen Damen, die schon im Saale versammelt waren, gewährte derselbe gleich Anfangs den Anblick des Himmels. Wo keine Damen sind, da ist kein wahrhaft humaner Genuß — keine Seligkeit. Und wenn auch der Himmel jenseits des Grabes sonst noch so himmlisch, aber Damenleer wäre, so würde mir ein solcher Himmel die Residenz des Todes seyn. Ich danke für jeden Himmel, wo keine Damen sind. Der Mann ist nur Halbmensch, von dem schönen Geschlecht abgesondert. Die Totalität und Fülle der Menschheit ist in der innigsten Verbindung beyder Geschlechter. Hier rauschet die Quelle des froheſten, mannigfaltigsten, vollesten Lebensgenusses, die kein *Deus ex machina* auch in dem reitzvollesten Paradies, wo aber kein Mädchen wächst, ersetzen kann. Ueberall, wo eine gute Dame ihren Fuß hinsetzt, sprośt Seligkeit für

den unverdorbenen Jüngling und Mann. Der Mensch sucht nothwendig Gott, als die Urquelle aller Schönheit, Wahrheit, Harmonie, und Güte. Er sehnet sich, Gott, als besonderes Objekt, von Angesicht zu Angesicht zu schauen. O suche ihn, guter Jüngling, in der Gesellschaft guter Damen; suche ihn, unverdorbenes Mädchen in der Gesellschaft guter Männer, und ihr werdet den Allheiligen beyde finden, so fern er zu finden ist! Unter den Blumen weiblicher Schönheit, Anmuth und Güte thronet die ewige, nie verwelkende Schönheit; in der Kraftfülle des zur vollen Humanität gebildeten Mannes strömt die nie versiegbare Quelle der Wahrheit, Weisheit und Macht. Nur in der In — Eins — Bildung beyder Geschlechter, verschmolzen durch Tugend und Wahrheit, ist der selige Genuß des Göttlichen von Angesicht zu Angesicht.

Als mich, in den Saal tretend, die guten Damen, die hier versammelt waren, erblickten, riefen sie, wie durch Einen Geist, der sich nur durch Eine Stimme offenbarte, belebt, entgegen: „Es lebe Hermann, der edelste Jüngling!" Eine von den Damen näherte sich dann mir, und überreichte mir ein Meisterstück von Stickerey, worauf die Geschichte, die zu diesem Fest Anlaß gab, dargestellt ist. Was am meisten Bewunderung erregen muß, ist mein Portrait, das sich auf dieser Stickerey befindet, bis zum Sprechen getroffen, wie alle behaupten, die mich kennen. Ich hätte nie geglaubt, daß Nadel und Seide den Pinsel und die geschmeidige Farbe ersetzen könnten. Bey der Ueberreichung dieses Meisterstückes sagte die Dame: „In meiner Person überreichet dir, menschenfreundlicher Jüngling, die ganze Gesellschaft der hier versammelten Damen, und das ganze Geschlecht überhaupt, das durch Handlungen der Menschenliebe so leicht ent-

zückt wird, dieses kleine Geschenk zum Unterpfand ihrer ewigen Achtung und Liebe." Meine Antwort war: „Es wird immer mein höchstes Bestreben seyn, mich des Beyfalls des schönen Geschlechtes würdig zu machen, in der festen Ueberzeugung, daß ich nur insofern auf das Wohlwollen guter Damen Anspruch machen kann, als ich mich als Menschenfreund erweise." Es war eine äußerst schöne, artige und geistvolle Dame, die mir dieses, ewig schätzbare Kunststück der Stickerey, überreichte. Wie eine Göttin stund sie da, mit hochschlagendem Busen, dem Verkünder des Enthusiasmus für das Schöne und Gute, der auf dem Altare ihres Herzens loderte. Ihr Blick war wie der Blick der Sonne, in dem Momente, als sie in dem heitersten Frühlingsmorgen hinter einer erhabenen Bergspitze hervorspringt, und Huld, Freude, Leben und Segen den Sterblichen, und allen Geschöpfen verkündet, und zugleich mit einem Freudenhymnus der ganzen Natur empfan-

gen wird. Kaum hatte sie und ich ausgesprochen, als der Musikchor in eine entzückende Melodie ausbrach. Nun nahmen die Damen auf den zahlreichen Stühlen, womit der Saal besetzt war, Platz. Mir ward von Herrn Hofrath Weise eine Art von Thron angewiesen. Er selbst bestieg eine Kanzel, und las eine vortreffliche Rede über die Würde des Menschen vor. Ich glaubte nun ganz gewiß, daß die Dame, die mir jenes Meisterstück von Stickerey überreicht hatte, mich auch mit dem gewöhnlichen Blumenkranz krönen würde. Ich wurde in dieser Erwartung noch mehr bestärkt, als ich das Kunststück genauer betrachtete, und das Portrait derselben Dame darauf fand. Sie ist nämlich auf dieser Stickmahlerey vorgestellt, mir, als ich eben den Geretteten ans Ufer bringe, entgegen kommend, einen herrlichen Blumenkranz in den aufgehobenen Händen tragend, und mich damit zu krönen bereit. Sie saß mir gerade gegenüber, und war die erste unter

der Reihe der Damen. Ich warf von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf dieses göttliche Mädchen, und wurde immer mehr durch sie entzückt. Ja wohl, dachte ich, hat mein guter Lehrer und Freund eine gute Wahl getroffen. Kein Mädchen hätte mir den Verlust meiner geliebten Adelheid, die wegen Hindernisse ihres Vaters heute nicht gegenwärtig seyn kann, so vollkommen ersetzen können, als dieses. Sie ist in der That ganz so, wie Adelheid.

Nun gieng die Rede des Herrn Weise zu Ende. Er zeigte bloß noch, wie ich meine lebendige Ueberzeugung von der Würde des Menschen durch die schönste That selbst bewiesen, durch die That nämlich, daß ich einen armen Mann mit Lebensgefahr aus den Fluthen gerettet hätte. „Dieser edle junge Mann, schloß er, hat sich der Ehre auf eine vorzügliche Art würdig gemacht, die unser Institut dem zuerkennt, der mit Gefahr seines eignen Lebens fremdes Leben

rettet, und dadurch zeigt, daß seine Individualität nur in der Allheit des Menschengeschlechtes lebt; er verdient daher durch die Hand einer Dame, die in diesem Akte das ganze schöne Geschlecht, dessen Hauptcharakter Menschenliebe ist, repräsentirt, als Menschenfreund öffentlich gekrönt zu werden. Ich fodere daher die Dame, die auf mein Bitten so gefällig war, sich zu diesem Akt zu entschließen, feyerlich auf, hervorzutreten, und Herrn Hermann die Blumenkrone aufzusetzen." Nun war meine Aufmerksamkeit auf das höchste gespannt. Ich hatte ganz gewiß erwartet, daß die Dame, die mir das Kunststück von Stickerey überreicht hatte, mir auch den zugedachten Blumenkranz auf das Haupt setzen würde. Aber sie rührte sich nicht. Es drängte sich mir in demselben Augenblick, als Herr Weise ausgesprochen hatte, und jenes göttliche Mädchen, das ich schon bereits in meine Adelheid metamorphosirt hatte, ganz ruhig sitzen blieb, eine äußerst

unangenehme Empfindung — der Ausdruck der getäuschten Erwartung — hervor. Nun bin ich zweymal getäuscht, dachte ich; einmal in Rücksicht auf Adelheid, die nicht kommen konnte, und dann in Rücksicht auf dieses Mädchen, das ganz ihr Ebenbild ist. Nun mag auch eine Göttin vom Himmel kommen, so kann sie mir wegen dieser doppelten Täuschung keine Befriedigung, keinen Ersatz geben. Ich merkte, daß sich ganz im Hintergrund der Damengesellschaft ein Mädchen hervordrängte. Aber verdrüßlich, wie ich war, hielt ichs nicht der Mühe werth, das ankommende Mädchen ins Auge zu fassen; ich war entschlossen, mich ganz passiv bey der Krönung zu verhalten, die durch eine Hand vollzogen werden sollte, die mich unter diesen Umständen nicht mehr reitzen konnte. Mit niedergeschlagenen Augen erwartete ich das Mädchen. Sie kam mir endlich zunächst, ohne daß ich sie anblickte, (es bemächtigte sich meiner in diesem Augenblicke ganz meine ehemalige Mönchssitte,

und Ungezogenheit gegen das schöne Geschlecht), und setzte mir den Blumenkranz auf, sprechend: „Edler Jüngling! du hast dich als Menschenfreund bewiesen. Nimm von meiner Hand diesen Kranz zur Belohnung der edlen That, und laß dich dadurch ermuntern, bey jeder Gelegenheit und für immer Menschenfreund zu seyn.“ Ha! es ist die Stimme deiner Adelheid, erscholl es in meinem Innersten, als das mir, wie ich glaubte, ganz unbekannte Mädchen kaum zu sprechen angefangen hatte. Plötzlich, wie aus einem Schlummer erweckt, schlug ich meine Augen auf. Und — sie wars, meine Adelheid — sie wars. Unfähig, ein Wort sprechen zu können, mich selbst und die ganze Gesellschaft vergessend, stürzte ich in die offenen Arme Adelheids, umarmte, und küßte sie so herzlich, als wenn wir allein, oder nur unter den Augen ihres guten Vaters wären. Die ganze Gesellschaft, die meinen unmittelbar vorhergehenden Verdruß, und meine Gleichgültigkeit

gegen das sich mir nähernde Mädchen mußte bemerkt haben, durch diesen äußerst raschen Uebergang zu dem höchsten Enthusiasmus der Liebe ganz entzückt, beklatschte diese Scene auf das lebhafteste. „Es lebe dieses edle Paar, Hermann und Adelheid (viele nämlich aus der Gesellschaft kannten dieses göttliche Mädchen)! Nichts in der Welt soll sie von einander trennen,“ erscholl es im Saale. Durch diesen Zuruf noch mehr begeistert fiel ich aufs neue in die ausgestreckten Arme dieser, wie vom Himmel herabgestiegenen Göttin. Der Musikchor begleitete die Stimmung von Begeisterung, die in dem ganzen Saale herrschte. Als es wieder stille geworden war, sagte Adelheid in einem meine ganze Seele durchdringenden Tone: „Du hast dich, guter Hermann, durch die schöne That, wodurch du einem armen Menschen das Leben, einer bedrängten Gattin ihren Mann, und verlassenen Kindern ihren Vater wieder gegeben hast, mit der ganzen Menschheit

vermählt. Es ist billig, daß du auch öffentlich das Zeichen dieser Vermählung trägst." Sie reichte mir hierauf einen goldenen, mit Brillanten besetzten, und mit ihrem Portrait geschmückten Ring dar, und steckte mir denselben selbst an den Finger. „Ich weiß, sagte sie ferner, daß du Adelheid, deren Bildniß auf diesem Ring ist, liebst. Der Anblick dieses Bildnisses soll dich stets ermuntern, die gesammte Menschheit zu lieben, und deine menschenfreundliche Gesinnung durch lauter Thaten, die derselben entsprechen, auszudrücken." In demselben Augenblicke näherte sich mir Herr Weise, und gab mir einen andern ähnlichen Ring mit meinem Portrait, sprechend: „Ihr guter Genius wird Ihnen selbst sagen, was sie mit diesem Ringe anzufangen haben." Ich verstund diesen Wink sogleich, und steckte den Ring Adelheid an den Finger, sprechend: „Nichts wird mich mehr ermuntern, Menschenfreund zu seyn, als wenn ich in diesem Momente aus dem Mun-

de Adelheids vernehmen werde, daß sie ewig mein seyn wolle, und daß der Ring, der nach ihrer Erklärung das Zeichen meiner innigsten Verbindung mit der gesammten Menschheit seyn soll, zugleich das Unterpfand ihrer ewigen Liebe gegen mich und der künftigen wirklichen Vermählung zwischen uns sey. Der Ring wenigstens, den ich dir, theuerste Adelheid, so eben an den Finger gesteckt habe, soll von meiner Seite keinen andern Sinn haben, als diesen. Du hast mich so eben als Menschenfreund gekrönt; dieser Krone wirst du erst dadurch die Krone aufsetzen, daß du mir deine Hand zusagst. In meinem ganzen Leben wird kein Moment mehr eintreten, da diese Zusage für mich so entzückend seyn möchte, als eben jetzt. Ich bin ewig dein, Hermann; hier hast du vor dieser ganzen ansehnlichen Gesellschaft meine Hand," war ihre Antwort. Ich küßte diese theure Hand mit einer Empfindung, für die ich vergebens Worte suche. Thränen der Freu-

de träufelten auf dieselbe. Wir umarmten uns aufs neue, und küßten uns, wie vielleicht nur die Seligen sich küssen. Nun ertönte erst das Jubelgeschrey der Gesellschaft mit dem höchsten Ausbruch des Enthusiasmus. „Es lebe Hermann und Adelheid," rief alles im Saale aus. „Es lebe Hermann und Adelheid," tönte es in allen Gängen des Hauses, und außer dem Hause auf dem Freyen, wo die Studenten der Stadt sammt einer unzähligen Menge Volkes versammelt waren, nach. In demselben Momente, als dieser Freudenzuruf und Glückwunsch von allen Seiten erscholl, ließ sich auch der feyerliche Donner der Kanonen hören. Der erste Bürgermeister der Stadt hatte nämlich den Herrn Kommandanten derselben gebeten, zur Verherrlichung dieses Festes einige Kanonen herzugeben; welches derselbe gern verwilligte. Der Herr Kommandant war selbst gegenwärtig; er war mit seiner Gemahlin und Tochter schon im Saale, als

der Zug des Instituts ankam. Ich bemerkte, daß derselbe bey diesem Freudengeschrey ans Fenster trat, und (vermuthlich den Artilleristen) ein Zeichen gab, nach welchem sogleich die Kanonenschüsse erfolgten. —

Wie mir da zu Muthe war, kann ich Ihnen, th. Fr., unmöglich beschreiben. Ich hatte in diesem Momente das höchste Glück, dessen ich fähig bin, und das in der feyerlichen Erklärung Adelheids besteht, daß sie ewig mein seyn wolle, erreicht, auf eine so überraschende, unerwartete Art erreicht. Alle Umstände waren wie durch die gütige Natur so harmonisch veranstaltet, daß das Gefühl dieses Glückes bis auf den höchsten Grad gestimmt wurde. Alles traf von ungefähr, und doch so zweckmäßig zusammen, als wenn es durch einen eben so sinnreichen, als menschenfreundlichen Verstand entworfen gewesen wäre. Adelheid dachte an nichts weniger, als daß in dem Augenblicke, als sie mir den Blumenkranz

aufsetzen würde, das Verlöbniß zwischen ihr und mir vor sich gehen sollte. Den Ring, den sie mir gab, hatte Herr Weise machen lassen, und ihr gegeben. Er reiste nämlich vier Wochen vor diesem Feste selbst nach Lichtheim zu dem Pastor Ehrenmann, um ihn zu bereden, mit seiner Tochter bey diesem Feste zu erscheinen. Und um es dem vortrefflichen Pastor möglich zu machen, versprach er, das Fest so lange zu verschieben, bis alle die Hindernisse, die ihn jetzt fesselten, beyseitigt wären. Herr Ehrenmann versprach endlich, mit seiner Tochter zu kommen. Herr Weise hatte als Begleiter denselben Porträtmahler bey sich, der auch von mir einen Abriß genommen hatte. Er bat daher Adelheid, dem Künstler zu erlauben, daß er sie abbilden dürfte. Sie wollte anfangs nicht. Als aber Herr Weise ihr die Versicherung gab, daß diese Abbildung keinen andern Zweck habe, als mir ein Vergnügen zu machen, willigte sie gerne ein. Herr Weise

bat sie aber, und ihren Vater recht dringend, daß sie mir von dem, was vorgefallen war, und von ihrem Entschlusse, auf das für mich bestimmte Fest zu kommen, nicht die geringste Nachricht geben möchten. Sie versprachens ihm, und hielten auch auf das strengste Wort, so daß ich von der Gegenwart Adelheids, und ihres Vaters nicht das Geringste ahnete. Sie waren schon des Tages vorher angekommen, und in dem Gasthofe zum Könige abgestiegen. Aus Furcht, mir auf dem Wege, oder in Herrn Weises Hause ins Gesicht zu kommen, giengen sie mit keinem Tritte aus, sondern ließen Herrn Weise zu sich kommen, der dann Adelheid vollkommen instruirte in Rücksicht auf alles, was sie bey der Feyerlichkeit des andern Tages zu beobachten hätte. Hier gab ihr Herr Weise den Ring, und sagte ihr, daß derselbe keine andere Bedeutung haben sollte, als die, welche Adelheid auch wirklich bey der Feyerlichkeit ausgesprochen hat. Aber da Herr Weise

wußte, daß wir uns innigst liebten, und daß Adelheids Vater diese Liebe im höchsten Grade billigte, so hatte er den geheimen Plan gemacht, in seinem Hause bloß unter den Augen des Vaters der Adelheid, und seiner eignen Gattin ein förmliches Verlöbniß zwischen uns zu Stande zu bringen. Als es mir Frühe Morgens vor dem Auszug in das Haus des Instituts den für mich bestimmten Ring, auf welchem mein Porträt, umfaßt mit Brillanten ist, zeigte, sagte er mir, er würde mir denselben heute Abends nach der Zurückkunft in sein Haus geben, und zugleich sagen, zu welchem Gebrauch und Zweck er bestimmt sey. Seine Absicht war nämlich, wie er selbst nachher versicherte, noch denselben Abend nach der Zurückkehr in sein Haus das Verlöbniß zwischen Adelheid und mir zu Stande zu bringen. Er hatte schon bereits die Einwilligung dazu von dem guten Vater meiner Adelheid. Aber er gestand selbst, daß er durch den raschen

Uebergang von Verdruß und Gleichgültigkeit, die ich sichtbar zeigte, als Adelheid auf mich zugieng, zu dem höchsten Enthusiasmus der Freude, als ich an dem scheinbar unbekannten Mädchen Adelheid entdeckte, und durch den sogleich erschallenden Zuruf der ganzen Versammlung: „Es lebe dieses edle Paar Hermann und Adelheid! Nichts in der Welt soll sie von einander trennen!" so hingerissen worden, daß er sich in dem Momente, da mir Adelheid den Ring, als ein Zeichen meiner Vermählung mit der Menschheit an den Finger steckte, nicht habe enthalten können, mir den andern Ring mit dem bestimmten Wink zu geben, daß auch ich denselben Adelheid an den Finger stecken sollte, zum Unterpfand der künftigen Vermählung zwischen uns beyden. Wer hier etwas Unschickliches zu finden glaubt, der bedenke, daß die Umstände alle so zusammentrafen, daß theils alle Unschicklichkeit wegfiel, theils jede bedächtliche Deliberation

unmöglich wurde. Das Publikum gab seinen Wunsch, dieses Paar auf immer vereinigt zu sehen, mit den Zeichen des höchsten Enthusiasmus zu erkennen. Warum sollten wir vor einer so menschenfreundlichen Gesellschaft nicht laut bekennen, daß wir uns ewig einander lieben wollten? Es ist nichts Göttlicheres, als zwischen zwey harmonisch gestimmten Seelen das öffentlich ausgesprochene Gelübde der ewigen Liebe.

Nachdem wir uns öffentlich ewige Liebe geschworen hatten, trat Herr Pastor Ehrenman hervor, näherte sich uns, und küßte mich, und seine Tochter, die glänzende Thräne der erhöhten Vaterfreude im Auge. „Ihr guten Kinder, sprach er, ihr habt mir heute eine Freude gemacht, die Himmel in meiner Seele ist. Es ist das schönste Fest, das ich je erlebte, das Fest, Sie, theuerer Herrmann, so eben durch die Hand meiner Tochter als Menschenfreund, und meine Tochter durch die Erklärung Ih-

rer ewigen Liebe gegen sie als Ihre künftige Gattin gekrönt zu sehen. Nun kann ich ruhig und getrost sterben, zu jedem Augenblicke, als es der gütigen Vorsehung gefallen wird, mich von der Schaubühne dieses Lebens abzurufen, da ich meine Tochter in der Hand eines Jünglings weiß, den ich über alles zu schätzen Ursache habe. Ich erkenne Sie von nun an mit dem Hochgefühl der Vaterfreude als meinen Sohn. Gott segne euch, ihr guten Kinder." Ich wollte so eben sprechen, und meinem guten Vater danken, als sich eine andere Stimme erhob mit den Worten: „Gott segne Sie, edler junger Mann." Ich sah mich sogleich um, und es stand der arme Mann, den ich aus dem reißenden Strom gerettet habe, mit seiner Gattin, und seinen Kindern vor uns. „Sie haben mir das Leben gerettet, fuhr er fort. Ich kann Ihnen diese Wohlthat nicht vergelten; aber Gott wird sie vergelten, so wahr als Gott lebt. Ja wohl, sagte seine Gattin, zeitlich und ewig wird

es Ihnen Gott vergelten, daß Sie diesen armen Kindern ihren Vater und mir meinen guten Mann, Ernährer und Versorger erhielten.“ Als sie das gesprochen hatten, warfen sie sich sammt ihren Kindern vor meine Füße, um mir ihre höchste Dankbarkeit zu bezeugen. Betroffen durch dieses sprechende Merkmal der unverfälschten Humanität in den Herzen dieser gemeinen Menschen, bat ich sie mit Thränen aufzustehen, und hob sie selbst auf. Ich küßte die Eltern, und die Kinder, eins nach dem andern. Das kleinste Kind, das ungefähr drey Jahre alt, und ein Mädchen ist, war das einzige, das etwas sprach, als ich es küßte, und theils durch die Worte, die es sprach, theils durch sein zärtliches Benehmen mich auf das innigste rührte. Es sagte zu mir; „Du guter Mann! hast meinen Vater wieder lebendig gemacht! Gott vergelte dir.“ Es schlang dann seine Aermchen so fest um meinen Hals, und küßte mich so herzlich und innig, als wenn

es sich nicht mehr von mir trennen wollte. Auch Adelheid küßte die ganze Familie. Als sie das kleine Mädchen küssen wollte, sagte dieses: „Nicht wahr? Du bist dem guten Mann gut, der meinen Vater wieder lebendig gemacht hat?“ Herzlich gut, war Adelheids Antwort. Das Mädchen: „Auch ich dir gut.“ Die tiefste Stille herrschte in der ganzen Gesellschaft, so aufbrausend vorher die Freude war. Die innigste Rührung, die nur in sich selbst zurückgehet, und sich im Mittelpunkte des Geistes koncentrirt, hatte sich aller Zuschauer bemächtigt, und trat bey vielen nur durch stille Thränen, diese Perlen der humansten Gefühle, hervor.

Bey dieser Stimmung der Zuschauer will ich für jetzt meinen Brief schließen. Es schlägt so eben zwölf Uhr zu Nacht. Ich bin heute theils durch Studiren, theils durch häufige Besuche der Patienten, wovon einige mich selbst aufs Land riefen, so

ermüdet worden, daß ich mich vor Schlaf nicht mehr halten kann. Nächstens will ich mit neu belebtem Geiste Ihnen die ferneren Auftritte erzählen, die an diesem mir ewig merkwürdigen Tage, an welchem mein Krönungsfest gefeyert wurde, vorfielen. Sie werden ohne Zweifel in diesem Momente schon in dem Schoose der sanften Nachtruhe schlummern, dem ich so eben zueile. Ohne Zweifel werde ich von den Vorfällen dieses Tages, die, da ich sie Ihnen erzählte, mich aufs neue rührten, und von meiner geliebten Adelheid, die eine der Hauptrollen dabey spielte, träumen.

Vierzehnter Brief.

Nichts beseliget mehr, als Handlungen der Menschenliebe. Kein Bewußtseyn ist himmlischer, als das von denselben begleitet ist. Auch erwirbt uns nichts sicherer die Achtung und das Wohlwollen gutgesinnter Menschen, als ein menschenfreundlicher Charakter, der sich durch Thaten ausspricht. Das habe ich vorzüglich bey dem Feste erfahren, dessen fernere Darstellung ich Ihnen schuldig bin. Auch Adelheid hat mir gestanden, daß vorzüglich die edle Handlung, wodurch ich mit eigner Lebensgefahr einem armen Manne das Leben gerettet, sie

bewogen hätte, dem Antrag des Herrn Hofrath Weise, den er ihr, als er unlängst ihren Vater zu Lichtheim besucht, gemacht hätte, Gehör zu geben, dem Antrag nämlich, sich nächstens in seinem Hause in ein förmliches Eheverlöbniß mit mir einzulassen. Bey ihrem Vater hätte dieselbe Handlung ebenfalls eine so gute Wirkung gehabt, daß er dem Herrn Hofrath Weise sogleich bey der Bitte um seine Einwilligung die Versicherung gegeben, daß er nichts sehnlicher wünsche, als eine unauflösliche Verbindung seiner Tochter mit mir. Also ward mir Adelheid, als Preis dieser Handlung zu Theile. Sie mögen selbst beurtheilen, th. Fr., was das für ein Preis ist. Mir ist er wenigstens so wichtig, daß ich die ganze Welt mit allen ihren Herrlichkeiten um denselben nicht eintauschen möchte. Adelheid ist mir alles in allem. Selbst der himmlischste Himmel würde mir zur Hölle werden, wenn ich Adelheid nicht in demselbeu fände: so wie ich in Ge-

sellschaft mit Adelheid jeder Hölle trotzen, und sie in einen Himmel umzuschaffen wissen werde. Doch was ists nöthig, das einem Manne zu sagen, der selbst in dem seligsten Genusse der Liebe lebt? Ich will Ihnen lieber die Erzählung von den Vorfällen jenes Tages fortsetzen.

Ich ließ in meinem letzten Briefe die ganze Gesellschaft, die zur Verherrlichung des für mich bestimmten Ehrentages zusammen gekommen war, in der tiefsten Rührung, die in absolute Ruhe übergeht, zurück. Es war unter den Zuschauern kein Laut zu hören, keine Bewegung zu bemerken. Nur glänzende Thränen gleiteten still von den Wangen, ohne daß es die Begeisterten selbst merkten. Es war das eine Stille gleich der Stille, die, nach dem Zeugniß der heiligen Bücher, bisweilen in dem Himmel statt hat, zur Zeit, da die Entzückung der Seligen ihr *Maximum* erreicht. Es ist das keine Ruhe aus Man-

gel an Kraft, sondern aus unendlicher Fülle von Kraft; eine Ruhe, mit der höchsten Thätigkeit des Geistes identisch. Selige Ruhe, du vollkommenes Bild des Göttlichen, das ein Abgrund der Ruhe in absoluter Thätigkeit, und der unbeschränkten Thätigkeit in absoluter Ruhe ist! Du Ziel, nach welchem alles Ringen und Streben, und Sehnen des Menschen gehet! Du Urquelle des Bewußtseyns ohne bestimmtes Bewußtseyn, nach welcher alle Ströme des Bewußtseyns zurückrauschen, und, nur sich selbst hörbar, nicht mehr gehört werden! Nur in dir ist der göttliche Genuß von absoluter Harmonie, Wahrheit und Schönheit. Nur in dir ist das Paradies, wo die Würde der Menschheit nie gefährdet wird, wo die Seligen nicht zurückfallen können in die Abgründe der Nichtswürdigkeit und des Verderbens, die auf dem Gebiete der Reflexion und des klügelnden Verstandes sich von allen Seiten eröffnen, und den Menschen, der nicht von Zeit zu Zeit

in deinem Heiligthum zum göttlichen Seyn wiedergebohren wird, und so neu gebohren in die wirkliche Welt der Geschäftigkeit zurückkehrt, zu verschlingen drohen. Von dir gieng, so lange Menschen sind, jede gute Gesinnung, jede schöne, edle, über die Menschheit Segen verbreitende Thätigkeit aus. Aus deinem Gebiete ist selbst die Möglichkeit des Irrthumes, oder einer Gesinnung und Handlung, die des Menschen unwürdig ist, verbannt. Hier ist der Mensch, in unmittelbarer Gemeinschaft stehend mit dem absolut Göttlichen, und in allen seinen Gesinnungen und Handlungen durch dasselbe inspirirt, der wahre Sohn Gottes, und der ewige Priester desselben. Hier herrschet absolutes, nie zu trübendes Licht, das unversiegbar aus sich selbst strömend, und in der Fülle der absoluten Ruhe absolut thätig alles erleuchtet, belebt und erquickt, statt daß der räsonnirende Verstand auch auf der höchsten Stuffe nichts, als ein verführerisches Irrwischlicht ist, stets

schwingend die Mordfakel des Irrthums, Aberglaubens, und einer verfolgungssüchtigen Aufklärerey, die um so verderblicher ist, jemehr sie wähnt, in dem Reiche, wo nichts als ewige Nacht herrscht, auf der Jagd nach entzündeten Dünsten, die sich aus faulem Schlamme entwickeln, die absolute Sonne ergriffen zu haben. Hier herrschet die Freyheit, die mit absoluter Nothwendigkeit schlechthin identisch, sich an sich selbst bindet, durch diese absolute Selbstsklaverey zur absoluten Herrschaft und Goteswürde erhebt, und auf solche Art das Göttliche auf das vollkommenste repräsentirt, das nur als absolute Identität der Freyheit und Nothwendigkeit — der Ausdruck der absoluten Vernunft, wodurch alles ist, was ist — gedacht werden kann. Hier ist der Mensch sich selbst vollkommen Einheit und Totalität, so wie ihm die ganze Menschheit, und die ganze Natur nichts, als Einheit und Totalität ist, statt daß der Mensch auf dem Gebiete des klü-

genluden Verstandes (der sich von der absoluten Vernunftform getrennt hat), auch wenn er die höchste Stuffe desselben erreicht hat, nur Halbmensch, Zweyheit und Widerspruch ist. Hier herrscht der Friede, den die ganze Welt, und das unendliche Gebiet des bloß reflektirenden, nicht in die Vernunftanschauung versenkten Verstandes nicht geben kann, Friede in Rücksicht auf alles, was ist, verbunden mit dem Hochgefühl absoluter Selbstständigkeit, und Kraftäußerung. Hier ist die Geburtsstätte und Heimat des Dichters, Künstlers und Philosophen. In diesen Ocean der absoluten Thätigkeit und Ruhe zugleich, der absolut intelligenten Selbstvergessenheit, und bewußtlosen Intelligenz stürzt sich jedes Genie, und gehet durch seine Schöpfungen wieder zum verherrlichten Leben hervor.

Ich habe nicht zu besorgen, th. F., daß Sie diese Ergießung meines Geistes,

die durch jene heilige und feyerliche Stille der Gesellschaft, von der die Rede ist, veranlaßt wurde, als das Produkt einer schwärmerischen, von den Fesseln der Vernunft losgerissenen Phantasie halten werden. Selbst mit den Seligkeiten des höchsten Vernunftenthusiasmus vertraut, ist Ihnen das alles absolute Wahrheit, was geistlosen Menschen Thorheit und Ueberspannung ist. Ich komme nun auf den Gegenstand meiner Erzählung zurück. Der eigentliche Krönungsakt, der wider meine und Adelheids Vermuthung durch ein feyeriches Verlöbniß zwischen uns beyden selbst gekrönt wurde, — der Krönungsakt, vollzogen durch die theuere Hand Adelheids, war nun vorüber.

Herr Weise lud die ganze Gesellschaft, die im Saale versammelt war, zu dem Mittagmahl, das in demselben Saale sollte gehalten werden, ein, auch die arme Familie, deren Haupt ich gerettet hatte.

Herr Weise hatte die Kinder derselben aus der Kassa des Instituts von Fuß bis zum Kopfe ganz neu kleiden lassen. Diese guten Kinder, die vorher nur Lumpen bedeckten, sahen sich selbst als Selige an in ihrem neuen und niedlichen Gewande. Besonders war das kleine Mädchen ganz entzückt über ihre neuen Kleidungsstücke. Es besah sich nicht nur selbst immer, sondern foderte auch die Umstehenden auf, seine schönen Schuhe, und übrigen schönen Sachen zu betrachten. — Herr Weise schlug jetzt der Gesellschaft einen Spaziergang in einen benachbarten Wald vor, der nicht bloß gegen die Sonnenhitze erquickende Kühlung spendete, sondern auch sehr schöne Parthien enthielt. Dieser Vorschlag wurde mit Vergnügen von der ganzen Gesellschaft aufgenommen. Jedes Mitglied wählte sich eine Dame; alles gieng Hand in Hand. Aber Niemand konnte sich seliger fühlen, als ich an der Hand Adelheids, und an der Seite ihres guten

Vaters, der nicht Ausdrücke genug finden konnte, um die seligen Gefühle, die sein gutes Herz durchströmten, zu schildern. Alles war so froh, so freudentrunken, daß ich in meinem Leben keine Gesellschaft sah, die so wie durch Einen Geist des Frohsinnes, und der ungetrübten Heiterkeit belebt war, wie diese. Auch die Natur harmonirte mit dieser allgemeinen Gemüthsstimmung. Es war doch kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Das gestrige Gewitter hatte die Atmosphäre abgefrischet, und gefällige Zephyre mäßigten von Zeit zu Zeit die zunehmende Sonnenhitze. Es war gerade Erndezeit. Von allen Seiten her hörte man die Lieder froher Schnitter, mit Mädchenstimmen vermischt, ertönen. Der Gesang der Vögel war so lebhaft, so vollstimmig und mannigfaltig, als wenn sie im Frühjahre durch Brautlieder ihr Hochzeitfest feyern wollten. Alles verschönerte sich an der Hand Adelheids, und verwandelte sich durch den Gedanken:

„Adelheid ist ewig dein," in ein Paradies um. O hätten Sie, th. Fr., hätten Sie doch bey dieser Gesellschaft mit Ihrer liebenswürdigen Gattin gegenwärtig seyn können! Gewiß es würde für Sie der Wonnetag in seiner ganzen Fülle zurückgekehrt seyn, wo Ihnen Karolinchen die Hand reichte, und sprach: „Ich bin ewig dein." Aber ich hoffe, daß selbst meine Erzählung Sie in jene seligen Augenblicke zurück versetzen werde.

Der Herr Oberbürgermeister bot sich, als Anführer, an; er hatte seine besondere Absicht, wie Sie sogleich sehen werden. Er war es eigentlich, der, wie ich nachher erfuhr, dem Herrn Weise zuerst im Geheim den Vorschlag zu diesem Spaziergang machte, und ihn bat, denselben der Gesellschaft zu eröffnen. Wir folgten dem Herrn Oberbürgermeister, ohne daß wir eine andere Absicht, als die eines bloßen Spazierganges vermutheten. Er führte uns in ei-

nen mit allerley Bäumen dicht besetzten Wald durch einen Weg, auf dessen beyden Enden die hervorragenden, und über den Weg hin hängenden Aeste abgeschnitten waren, so daß man durch das wilde Gebüsche zwar kühlenden Schatten zu genießen, aber nicht die geringste Unbequemlichkeit zu besorgen hatte. Die ganze Gegend des Waldes, durch welche nns der Herr Oberbürgermeister führte, ist, wie er uns selbst sagte, sein Eigenthum, und er war so gefällig, einige Tage vorher den Weg, durch welchen er uns führen wollte, recht bequem und angenehm machen zu lassen. Endlich führte er uns auf einen Berg, von welchem aus man eine sehr wette, rings her, um sich ziehende, und entzückende Aussicht genießt. Auch hier hatte er einen großen Theil des Gebüsches abhauen, und verschiedene Durchschnitte nach den vier Weltgegenden machen lassen, so daß man bey jedem Durchschnitte durch eine neue Aussicht überrascht wird. Endlich bat er uns, nachdem

wir uns durch diese himmlischen Aussichten gelabt hatten, ihm weiter zu folgen. Er führte uns in ein sehr geräumiges Thal, rings herum mit Wald umgeben, und zu einer Wiese angelegt. Erst vor einigen Tagen hatte der menschenfreundliche Mann die ganze Wiese abmähen, und das Gras ernden lassen, so daß man recht bequem auf derselben spazieren gehen konnte. Alles sprang Arm in Arm Freudenvoll in diesen neuen Lustort. Aber wie wurden wir überrascht, als wir uns in der Mitte der Wiese befanden! Eine sehr schöne, und sinnreich angelegte Kaskade sprang auf einmal wie aus dem Todtenreich hervor, und hüpfte durch hundert Veränderungen von allen Seiten her mit einer Art des freyesten Lebensenthusiasmus in die Lüfte. Der Herr Oberbürgermeister hatte zwar dieses Werk schon im Frühjahre angelegt; als er aber erfuhr, daß das Fest der Rettung des armen Menschen, den ich aus den Fluthen gezogen hatte, gefeyert werden sollte, so

bat er selbst den Herrn Hofrath Weise, das Fest so lange zu verschieben, bis er mit einer gewissen Arbeit fertig seyn würde, wodurch er das Fest zu erhöhen gedächte. Er sagte aber Herrn Weise durchaus nichts Bestimmtes von jenem Werke. Wir standen alle in höchster Ueberraschung da; aber noch mehr wurden wir überrascht, als von allen Seiten Mädchen, auf das niedlichste gekleidet, wie Göttinnen aus dem Gebüsche hervorsprangen, sehr zierlich gearbeitete, und von Bändern flatternde Körbchen am Arm. Ein Freudenlied, das auf dieses Fest besonders verfaßt, und in Musik gesetzt war, singend, flogen sie auf uns zu. Sie schloßen um mich herum einen halben Kreis, und sangen, indeß sie zugleich ihre Körbchen, gefüllt von den schönsten Früchten aller Art, öffneten, folgende Strophe.

Bis zum Himmel hob sich das Gerüchte
Hermann! deiner edlen That.
Nimm aus unsrer Hand die süßen Früchte

Dir bestimmt vom Götterrath.
Fasse, Hermann, neuen Muth!
Alle Götter sind dir gut.

Dankvoll nahm ich einige von den Früchten. Nachdem diese Grazien des Waldes meiner Adelheid ihre Körbchen präsentirt hatten, vertheilten sie sich unter die ganze Gesellschaft, und boten ihren süßen Vorrath an. Sobald die Körbchen leer waren, sprangen sie wieder in das Gebüsche zurück, wo ihre Niederlage war, und holten neuen Vorrath. Nachdem sich alles durch diesen Genuß der Früchte hinreichend gelabt hatte, machte Herr Oberbürgermeister den Vorschlag zum Tanze auf der aufgemähten Wiese. Unsere Musikanten, die von Ferne auf der Anhöhe von Zeit zu Zeit Musik machten, wurden herbey gerufen. Nun fieng ein Tanz von mehr, denn hundert Paaren an. Sie vertheilten sich in verschiedene Reihen. Ich tanzte mit Adelheid größten Theils. Nie war für mich ein Tanz entzückender; nie sah ich in einer Tanzge-

sellschaft die Göttin der Freude so allgemein, so gleichförmig alles in Begeisterung setzend. Selbst der Chor der Vögel, geweckt durch die schöne Musik, und von allen Seiten herbeygelockt, stimmte in die allgemeine Freude mit ein, und jauchzte aus tausend Kehlen sein Entzücken. Die Mädchen, die aus dem Gebüsche hervorspringend, uns durch ihr Freudenlied, und die schönsten Früchte aller Art überrascht hatten, tanzten auch. Es waren ihrer bis 20 an der Zahl, groß und klein. Sie waren die Töchter des Oberbürgermeisters, und der Senatoren, die zwar Herr Weise zu dem Krönungsfest einladen ließ, aber nicht erschienen, um das schöne Schauspiel im Walde produciren zu können, und uns auf die angenehmste Art zu überraschen. Was diesen Tanz im Freyen äußerst erquickend und angenehm machte, war die Kühlung, die uns der Wasserfall von allen Seiten her zuströmte. Auch das Gemurmel des in verschiedenen Formen herabstürzenden Wassers

trug sehr viel zur Vergrößerung des Vergnügens bey. Wir tanzten bis zwölf Uhr, und traten alsdenn unter dem beständigen Wechsel der schönsten Musikstücke, die auf dem Wege producirt wurden, unsere Rückreise an. Als wir dem Hause des Instituts nahe waren, empfieng uns der Donner der Kanonen, und der Freudenzuruf des versammelten Volkes, und des größten Theils der Studenten der hiesigen Akademie, wovon uns viele auf dem Spaziergang begleitet hatten. Als wir in den großen Saal kamen, war der Tisch schon gedeckt. Nicht bloß in dem großen Saale war der ganze Raum zum Speisen benützt, sondern auch in den daran stoßenden Nebenzimmern, und in den langen Gängen des Hauses. Dieses große Gastmahl würde zu kostspielig gewesen seyn, als daß es die Kassa des Instituts hätte ertragen können, wenn nicht der Herr Oberbürgermeister, die Senatoren, und viele von den angesehensten Bürgern sehr reichlich dazu bey-

getragen hätten. Der Herr Oberbürgermeister hatte in Verbindung mit Herrn Weise in Rücksicht auf die Bedienung eine so vortrefliche Ordnung veranstaltet, daß von allen Speisen, die aufgetragen wurden, jeder Gast so viel genießen konnte, als ihm beliebte. Ich saß neben Adelheid, und ihrem Vater in der Mitte. Noch nie war ich bey einem Gastmahle so froh; noch nie schmeckten mir die Speisen so gut: sie waren heute durch die Liebe gewürzet. Das vertraute Gespräch mit Adelheid und ihrem Vater, der Anblick so vieler fröhlichen Menschen, die nur Ein Geist zu beseelen schien, die Geist- und Herzerhebende Musik, der Donner der Kanonen, der sich von Zeit zu Zeit hören ließ, der Genuß des köstlichsten Weines, das laute Vivatrufen bey dem Anstoß der Gläser, Adelheid und mir gebracht — das alles erhöhete die selige Gemüthsstimmung, in welche ich ohnehin schon versetzt war. Es wurden bis zwanzig eigentliche Speisen aufgetragen, sämmt-

lich sehr ausgesucht, und vortreflich zubereitet. Zuletzt kamen alle Arten von Konfektur, und Obst. Es wurde beschlossen, von den übriggebliebenen Speisen, die sich länger hielten, einen großen Theil dem armen Manne, dessen Leben ich gerettet hatte, und der, wie ich schon erinnert habe, mit seiner ganzen Familie mit speiste, zu schenken, damit er sich zu Hause sammt seiner Familie in Ruhe damit erquicken könnte; den ganzen Ueberrest aber an Hausarme, besonders Kranke, die einer stärkenden Labung bedürften, aber sich dieselbe nicht anschaffen konnten, austheilen zu lassen. Da Herr Weise die meisten damaligen Patienten der Stadt von der ärmeren Klasse kannte (denn der edle Mann diente unentgeldlich den Armen eben so eifrig und gefällig, als den Reichen, die noch so gut bezahlten), so wurde für jeden ein gewisser Vorrath von Speisen bestimmt, die in größtem Ueberflusse, aus eben dieser Absicht, herbeygeschafft waren.

Was mich aber, so wie auch die ganze Gesellschaft, aufs neue entzückte, war ein äußerst menschenfreundliches Projekt, das der Herr Bürgermeister gemacht hatte, gegen das Ende des Tisches vortrug, und das sogleich durch die ganze Gesellschaft realisirt wurde. Der Herr Bürgermeister zog nämlich einen schriftlichen Aufsatz aus der Tasche, worin er darauf antrug, den Geretteten sammt seiner ganzen Familie glücklich zu machen. Er sagte darin, daß derselbe, seinem Metier nach ein Tuchmacher, zwar einer der ordentlichsten und fleißigsten Bürger wäre, aber doch immer mit seiner Familie darben müßte, ohne daß es ihm unter den Umständen, in welchen er sich befände, gelingen könnte, sich zu einigem Wohlstande zu erheben. Die Ursache davon wäre, daß er aus Geldmangel sich keinen Vorrath von Wolle anschaffen könnte, und daher größten Theils für andere Meister zu arbeiten gezwungen wäre, die seine Dienste auf eine recht jüdische Art mißbrauchten. Würde

dieser Mann nur mit einer Summe von hundert Thalern unterstützt, so wäre er versichert, daß er sich wegen seines Fleißes, seiner Geschicklichkeit, und seiner ordentlichen, mäßigen Lebensart in kurzer Zeit zu einem ziemlichen Wohlstande erschwingen, und sogar in mehreren Jahren ein reicher Mann werden würde. Er ließ nun diesen Aufsatz erst in der ganzen Gesellschaft herumgehen, damit jeder, von den Umständen dieses Mannes unterrichtet, überlegen könnte, was er geben wollte. Der arme Mann speiste mit seiner Familie in einem andern Zimmer. Die meisten Gäste stimmten vor der Mahlzeit darauf, daß derselbe mit seiner Familie an dem Haupttische mit essen sollte. Aber der Herr Bürgermeister wendete dagegen ein, daß er in Absicht auf diesen Mann ein Projekt gemacht hätte, dessen Ausführung mit jener an sich sehr humanen Bestimmung nicht wohl verträglich wäre. Denn der arme Mann sollte durch das Geschenk überrascht werden, und daher

gar nichts von dem Projekte desselben wissen. Daher bat auch der Herr Bürgermeister den Bedienten, der den Aufsatz unter allen Gästen herum trug, zu verhüten, daß der arme Mann nichts davon erführe. Als das Papier in der ganzen Gesellschaft cirkulirt war, und das Projekt mit dem lebhaftesten Beyfall aufgenommen wurde, wurde es dem Herrn Bürgermeister wieder zurückgegeben. Er ließ dann einen großen silbernen Kredenzteller herbey bringen, und legte für seine Person zwölf Laubthaler darauf. Die Reihe kam nun an mich. Ich hatte nicht mehr, als einen Louisd'or bey mir; ich gab ihn hin. Herr Pastor Ehrenmann gab für sich und seine Tochter zwey Louisd'or her. Herr Weise ebenfalls zwey Louisd'or. Auf die Geschenke der übrigen gab ich nicht Acht. Als die Kollekte vollendet war, zählte der Herr Bürgermeister das Geld, und es waren netto 600 Liv. theils in Silber, theils in Gold, und ein Dukaten. Herr Bürgermeister

zog nun zwey Beutel hervor, wovon der eine leer, aber ganz neu, und mit Gold gestickt, der andere aber ziemlich angefüllt von Louisd'ors war. Er sagte, er wollte das Silbergeld sämmtlich in Gold verwechseln. Er thats, und füllte dann den neuen Beutel mit dem Golde, für den armen Mann bestimmt, an. Als dieses geschehen war, gab er den Vorschlag, vom Tische aufzustehen. Sogleich nach dem aufgehobenen Tische ließ Herr Bürgermeister den armen Mann mit seiner ganzen Familie herbey rufen. Herr Bürgermeister sagte zu ihm. „Dieser junge edle Mann (indem er auf mich deutete) hat euch, lieber Mitbürger, das Leben gerettet. Aber die ganze Gesellschaft dieser Menschenfreunde wünschte euch in der Folge recht glücklich zu sehen. Ich stellte derselben vor, daß Ihr ein geschickter, fleißiger, und ordentlicher Mann wäret; daß ihr aber aus Mangel am Gelde, und unfähig, hinreichende Vorräthe an Wolle anzuschaffen, euer Handwerk nicht zu

euerm Vortheil benützen könntet. Dadurch wurden diese Menschenfreunde bewogen, eine Summe Geldes für Euch zusammen zu schießen, die hinreichend ist, den Grund zu euerm künftigen Wohlstand zu legen, wenn Ihr anders der fleißige, und ordentliche Mann, wie Ihr bisher waret, bleibend, von dem Geschenke einen Gebrauch machet, der der Absicht der großmüthigen Geber entspricht. Hier dieser Beutel (indem er denselben dem Armen überreicht) enthält das Geschenk dieser Menschenfreunde, das sie euch zugedacht haben. Eröffnet denselben. Der Mann sank vor lauter Freude, und unfähig, ein Wort zu sprechen, auf die Seite. Als er sich erholt hatte, machte er mit zitternder Hand den Beutel auf. Als er die vielen Goldstücke sah, rief er mit gegen den Himmel erhobenen Händen aus: Gott, du hast mir durch einen edlen jungen Mann das Leben wieder gegeben; und nun giebst du mir durch die wohlthätige Hand dieser Menschenfreunde

hier ein glückliches Leben — mir und meiner ganzen Familie. Du bist unerschöpflich reich an Wiedervergeltung! Gieb ihnen alles, was ich ihnen zu geben von ganzem Herzen wünsche, aber nicht geben kann. Das Einzige, was in meinem Vermögen stehet, ist das redliche Bestreben, durch Fleiß und Ordnung diese große Wohlthat nach der Absicht der Wohlthäter zu benützen. Und dieses Streben werde ich, das gelobe ich dir heilig, durch alle meine Handlungen ausdrücken. Ich werde unermüdet in dem Kreise der Wirksamkeit, den du mir angewiesen hast, arbeiten; und du wirst meine Arbeit zur Freude dieser Menschenfreunde, die sich als deine würdigen Kinder beweisen, und ihre Seligkeit in der Beglückung der Dürftigen finden, segnen. Die Gattin des Armen konnte vor lauter Ueberraschung kein Wort sprechen; sie stund, wie bewußtlos, da. Die Kinder sahen mit neugierigen Augen auf die schönen Goldstücke hin. Das dreyjährige Mädchen zeichnete sich

auch hier aus. Nachdem es das Geld und den schönen Beutel mit großen Augen angeblickt hatte, gieng es zum Herrn Bürgermeister, umfaßte seine Kniee, und sprach: „Du guter Mann! hast dem Vater schöne Thaler gegeben! Und der Beutel — auch dem Vater?“ Als der Herr Bürgermeister diese naive Frage mit Ja beantwortete, gab das Mädchen seinen größten, kostbarsten Schatz, den es in den Händen hatte, nämlich eine sehr schöne Nelke, die ihm Adelheid gegeben hatte, dem Menschenfreunde, sprechend: „Da hast du eine schöne Blume dafür.“

Nun schien auch die Gattin zu sich selbst zu kommen. Sie dankte in gebrochenen Worten. Desto beredtsamer waren ihre Thränen, die wie ein Frühlingssegen aus ihren Augen stürzten. Ihr Mann wandt sich nun an Herrn Bürgermeister, und sprach: „Eine einzige Bitte hätte ich noch an Sie, edler Menschenfreund, und Vater

meiner ganzen Familie! Das viele Geld wäre in meiner sehr baufälligen, und nicht gut mit Thüren versehenen Wohnung nicht gut verwahrt. Nichtswürdige Menschen, wenn sie von meinem Reichthum Nachricht erhielten, möchten Jagd darauf machen. Auch könnte mich der Anblick einer so großen Summe, die ich noch nie zugleich in Händen hatte, zur Unregelmäßigkeit, und zum Wohlleben reizen. Denn ich bin Mensch, und kann bey allen meinen guten Vorsätzen leicht auf Abwege gerathen: Wollten Sie daher nicht die Güte haben, das Geld in Verwahrung zu nehmen? So oft ich zur Anschaffung der zu meinem Metier nothwendigen Materialien etwas brauche, werde ich mir die Freyheit nehmen, zu Ihnen zu kommen, und Sie um die Summe, die ich gerade für einen solchen Fall brauche, bitten. Ich werde Ihnen dann von Zeit zu Zeit Rechnung ablegen, und beweisen, was ich damit gewonnen habe." — Bravo! Bravo! rief die gan-

ze Gesellschaft. Der gute Mann zeigt, daß er keiner Wohlthat unwürdig sey. „Ich werde morgen gleich, fuhr der brave Mann fort, Anstalt treffen, einen ziemlichen Vorrath von Wolle anzukaufen. Ich kenne in der Gegend einige reiche Gutsbesitzer und ansehnliche Pächter, die große Niederlagen von Wolle haben.“ Herzlich gern, sagte der Herr Bürgermeister, will ich das Geld in Verwahrung nehmen, und euch immer so viel geben, als Ihr zu euern Bedürfnissen brauchet. Ich erkenne mit Vergnügen in dieser guten Gesinnung, die Ihr so eben geäußert habt, euern aufrichtigen Eifer, das zu werden, was diese edle Gesellschaft wünscht — ein glücklicher Mann. Ich will euch noch einen Vorschlag thun. Ich habe so eben einen kleinen, aber für euern jetzigen Geschäftgang hinreichenden Vorrath von Wolle, den ich zu verkaufen gedenke. Wenn Ihr zu mir Zutrauen habt, und euch bey mir einen vortheilhaften Kauf versprechet, so stehet euch die Wolle zu Diensten.

Kommt also morgen zu mir; wir werden schon Handels Eins werden. Auch der Herr Stadtkommandant, und einige Senatoren trugen ihm ihre Wollenvorräthe an um einen Preis, der ein Drittheil weniger betrug, als der eben gangbare. Aber, setzte der Herr Stadtkommandant dazu, wir müssen auch dafür sorgen, daß der gute Mann sogleich auf einen bestimmten Absatz rechnen kann, und nicht vergeblich arbeitet. Das unter mir stehende Militär wird nächstens neu montirt werden. Ich bestelle daher sogleich das dazu nöthige Tuch bey ihm. Ist diese Probe gut ausgefallen, so werde ich ihn auch bey den Chefs anderer Regimenter empfehlen, und dafür sorgen, daß bey ihm Bestellungen im Großen gemacht werden; und für mein Militär soll er immer die Arbeit haben. Der gute Mann durch diese neuen Wohlthaten, die ihm zugedacht waren, in die höchste Verwunderung versetzt, versprach die Arbeit so fleißig und gut zu machen, daß sie gewiß den Bey-

fall des Herrn Stadtkommandanten, seines hohen Gönners, haben sollte. Nun machte der Herr Bürgermeister noch eine sehr großmüthige Anerbietung für diesen jetzt glücklichen Mann. Da sein Haus, sagte er, zu seinem jetzigen ausgebreiteteren Wirkungskreis weder bequem, noch sicher genug ist, so will ich ihm mein ziemlich geräumiges, und gut verwahrtes Gartenhaus auf drey Jahre unentgeldlich zu beziehen geben. Er kann mittlerweile sein Haus vermiethen; und ich hoffe, daß er binnen drey Jahren sich zu einem solchen Wohlstand empor arbeiten wird, daß er sich ein, zu seinem Gewerb taugliches Haus, kaufen kann. Nun war der Plan dieser Menschenfreunde vollkommen vollendet. Der beglückte Mann konnte mit seiner Gattin nicht sowohl durch Worte, als durch Gebährden seine innigste Dankbarkeit zu erkennen geben. Mit Thränen in den Augen, als den Zeugen seines tief gerührten Herzens, nahm er nun von der ganzen Gesell-

schaft Abschied, indem er sagte, er müsse sogleich Anstalt zu seinem nun so sehr erweiterten Wirkungskreise machen. Was noch heute geschehen könne, dürfe nicht bis morgen verschoben werden. Die ganze Gesellschaft, mit der geäußerten Gesinnung dieses Mannes äußerst zufrieden, entließ ihn mit tausend Segenswünschen für seine neue Laufbahn.

Auf allen Gesichtern war die hohe Selbstzufriedenheit zu lesen, welche das Bewußtseyn, einen Menschen beglückt zu haben, gewährt. Alle freuten sich schon zum voraus auf die glücklichen Fortschritte, die dieser Mann ganz gewiß auf seiner neuen Laufbahn machen würde. Alle erblickten an ihm bereits einen wohlhabenden, und gemeinnützigen Mann. Nachdem man sich eine Zeitlang durch dergleichen menschenfreundliche Gespräche erquickt hatte, gieng es wieder zum Tanze, der bis acht Uhr fortgesetzt wurde. Man genoß nun einige Er-

frischungen, und es wurde Anstalt zum Rückzug in die Stadt gemacht. Denn es war ein Gesetz des Instituts, daß man nicht bis über neun Uhr in diesem Hause bleiben sollte. Herr Hofrath Weise hatte dieses Gesetz vorzüglich aus der Absicht gemacht, um den Pfaffen alle Veranlassung zu Vorwürfen, als wenn nächtlicher Weile unter jungen Leuten in diesem Hause Unfug getrieben würde, zu rauben. Und dennoch ließen sie nicht nach, dergleichen Lästerungen zu verbreiten. Allein es kehrte sich nun Niemand mehr an ihr infames Geschwätze. Selbst der schlechteste Pöbel fieng seit einiger Zeit an, in ihre Orakelsprüche, ihre heiligen Flüche, und in alles, was sie sagten und thaten ein Mißtrauen zu setzen. Herr Hofrath Weise wollte nun Wägen kommen lassen, wodurch die Damen nach Hause gefahren werden könnten. Allein da es das heiterste Wetter war, so verbat man sich allgemein diese Bequemlichkeit. Es schloß sich vielmehr alles

Arm in Arm, und so gieng der Zug nach der Stadt. Als die Gesellschaft aus dem Hause des Instituts gieng, wurden noch einmal die Kanonen abgefeuert. Die Musikanten producirten denselben schönen Marsch, den sie frühe morgens producirt hatten. Und so erreichten wir unter dem Jubel des herbeyströmenden Volkes, und der Studenten die Stadt. Jeder begleitete die Dame, die er führte, bis an ihr Quartier. Herr Hofrath Weise, der Herr Pastor Ehrenmann, Adelheid, und ich kamen nun ganz allein in des ersteren Hause an, wo wir uns in dem vertrauteren Zirkel der Freundschaft nach Lust erquicken konnten. Die Gattin des Herrn Hofraths Weise, die schon einige Stunden vorher nach Hause zurück gekehrt war, hatte ein frugales Abendessen zubereitet, das wir nun unter dem freundschaftlichsten Gespräche genossen. Nach dem Tische erneuerten wir, Adelheid und ich, unter den Augen unserer vertrautesten Freunde, die heilige Verbin-

dung, die wir bereits öffentlich eingegangen hatten, und schwuren einander ewige Liebe. Es wurde darauf deliberirt, wann und wie die wirkliche Ehe geschlossen werden könnte. Alle sahen ein, daß mein Vater die größten Hindernisse in den Weg legen würde. Aber Niemand konnte davon lebendiger überzeugt seyn, als ich. Nach allem dem, was ich von dem Charakter, und den Absichten meines Vaters wußte, konnte ich mir leicht vorstellen, daß er auf keine, in Rücksicht auf ihn honnete, Art zur Einwilligung würde zu bewegen seyn. Herr Weise glaubte, daß ich gegen das Ende des nächsten Jahres mit Ehre promoviren, und dann gegen den darauf folgenden Frühling heirathen könnte. Da ich allgemein geliebt und geachtet wäre, so würde mirs an Patienten aus allen Ständen, die sich mir anvertrauen würden, durchaus nicht fehlen. Und da er zuverlässig wüßte, daß wenigstens binnen zwey Jahren eine Professurstelle in der medicinischen Fakultät der

hiesigen Akademie leer werden würde, so könnte er die Versicherung geben, daß ich durch seine Vermittelung diese Stelle erhalten sollte. Wenn daher auch mein Vater aus Verdruß über diese Verbindung mir alle Unterstützung entzöge, so würde ich doch in jeder Rücksicht hinreichend gedeckt seyn. Das läßt sich alles gut hören, sagte Herr Pastor Ehrenmann; auch ich zweifle keineswegs, daß der geschickte, und gute Hermann, auch ohne alle väterliche Unterstützung, eine Frau wird ernähren, ja sogar seine Rolle mit Ehre spielen können. Was mich anlangt, werde ich gewiß alles thun, was in meinen Kräften stehet, damit dieses Paar nicht gleich Anfangs einen Dornenweg zu betreten habe. Ich verspreche 12000 Liv., als Mitgabe für meine Tochter. Diese Summe ist hinreichend zur Begründung des Glückes meiner beyden geliebten Kinder. Zudem ist meine Tochter sehr haushälterisch, und weiß alles zu Rath zu halten. Auch giebt es keine weibliche Ar-

heit, die ihr fremd wäre; und sie macht alles gern selbst, was zum Hauswesen gehört. Sie liebt zwar weiblichen Schmuck, aber mit Bescheidenheit; sie ist nichts weniger, als eine Sklavin jeder thörigten Mode. Sie weiß mit sehr richtigem Geschmack unter den Modeartikeln das zu wählen, was sie schön kleidet, und was sie selbst aus ihrem schon vorhandenen Kleidervorrath verfertigen kann. Ich führe alles dieses nur an, um zu zeigen, daß dieses Paar keines großen Aufwandes wird bedürftig seyn. Also von allen diesen Seiten betrachtet, hat die Vollziehung der Ehe zwischen unsern guten Kindern gar keine Schwierigkeit. Aber die Einwilligung des Vaters ist mir von höchster Wichtigkeit. Wir müssen alles anwenden, diese zu erhalten, es geschehe mit gutem, oder erzwungenem Willen desselben. Was denken Sie, guter Hermann? Sollte Ihr Vater auf keine Art zu bewegen seyn, seine Einwilligung dazu zu geben? Eröffnen Sie mir mit der gewohn-

ten Aufrichtigkeit Ihre Gedanken. Es ist besser, wir fassen jetzt die Hindernisse, die uns im Wege stehen, scharf und ohne alle Leidenschaft ins Auge, und betrachten sie, wie sie an sich sind, als daß wir dann daran stoßen, und uns große Wehen, die vielleicht nicht mehr zu heilen sind, verursachen.

Es ist, aufrichtig gesprochen, ein einziger Weg übrig, die Einwilligung meines Vaters zu erhalten, war meine Antwort. Und dieser ist — die feyerliche Verzichtleistung auf den Theil der väterlichen Erbschaft, der mir nach seinem Tode zufallen möchte. Das Hauptsteckenpferd, das mein Vater reitet, und durch welches er mich gern ins Kloster bringen möchte, ist — sein erst unlängst erhaltenes Adelsdiplom durch meinen Bruder möglichst geltend zu machen. Sein Vermögen beträgt zwar für jetzt, gering angeschlagen, bis sechs Millionen Livres. Aber er glaubt doch, daß wenn dieses Vermögen unter seinen drey Kindern vertheilt würde,

seine Nachkommen keine bedeutende Rolle spielen könnten. Daher soll mein älterer Bruder alles haben. Mit dem Kloster, für welches er mich bestimmt hat, will er sich durch eine bestimmte Summe, die er einmal für allemal giebt, abfinden. Ich weiß sogar zuverlässig, daß er mit dem Prälaten von Pfaffenhausen wegen dieser Sache schon in Unterhandlungen stehet. Wenn ich nun gänzlich Verzicht leiste nicht bloß auf alle väterliche Unterstützung, so lange mein Vater lebt, sondern auch auf jeden Anspruch in Ansehung der mir zufallenden Erbschaft nach seinem Tode, so bin ich versichert, daß er mit Vergnügen in meine Verbindung mit Adelheid einwilligen werde. Denn er geizt mit ganzer Seele auf jeden Vortheil, den er erhaschen kann, um sein Vermögen täglich zu vermehren. Die Triebfeder dieses Geizes ist bloß sein thörigter Adelstolz. Es ist daher nichts gewisser, als daß er selbst das Opfer, das er dem Götzen des Mönchsthumes entrich-

ten muß, um meiner los zu werden, mit höchsten Widerwillen darbringt; also auch nichts gewisser, als daß, wenn er von Ferne ein Mittel erblickt, wodurch er auch von diesem Opfer befreyt werden, und doch seine Absicht erreichen kann, er mit beyden Händen, und ganzer Seele darnach haschen wird.

Aber, guter Hermann, fuhr mir Herr Pastor Ehrenmann in die Rede, einige Millionen wirft man nicht um eines Mädchens willen weg. — Und ich, antwortete ich hastig, wäre fähig, die ganze Welt, wenn ich sie besäße, wie eine Handvoll Staub wegzuwerfen, wenn ich Adelheid unter keiner andern Bedingung besitzen könnte, als unter dieser. Hier sprang Adelheid mit offenen Armen auf mich zu, und schloß mich fest an ihren hochschlagenden Busen, sprechend: „O mein Hermann! ich bin ewig dein. Ich bedarf nichts, als meines Hermanns." Und

ich nichts, als meiner Adelheid, war meine Antwort. Nichts in der Welt soll uns trennen. Unsere Thränen vermischten sich bey dem Kusse der feurigsten Liebe. Unsere Zeugen stunden stumm da; nur Thränen, die auch ihren Augen entquollen, sprachen ihre Empfindungen aus. — Doch will ich einen Versuch machen, fuhr ich nach einigen Pausen fort, ob mein Vater auf eine andere Art zu gewinnen sey. Ich will ihm nächstens schreiben, und ihm meine mit Adelheid eingegangene Verbindung aufrichtig eröffnen. Ich werde alles anwenden, sein Vaterherz zu rühren. Auch bitte ich Herrn Hofrath Weise, und den Herrn Pastor, meinen besseren Vater, zu gleicher Zeit an ihn zu schreiben, und ihm wegen dieser Sache die nöthigen Vorstellungen zu thun. Herzlich gern, sagte Herr Hofrath Weise. Ich werde auch die stattlichsten Zeugnisse von Seiten der Akademie, des Stadtraths, und der ganzen Bürgerschaft mit beylegen. Ich werde ihm

sagen, daß das ganze hiesige Publikum, wie durch Gottes Stimme belebt, diese Verbindung öffentlich und sehnlichst gewünscht habe; daß alle guten Menschen dieses Paar, als durch Gott verbunden, bereits ansehen, u. s. w. Ich hoffe, er wird sich bewegen lassen. Er müßte Barbar, nicht ein gebildeter Mann, nicht Ihr Vater seyn.

Und ich zweifle sehr, war meine Antwort, ob ihn dieses alles, und was immer in dieser Hinsicht ausgedacht, und angewendet werden mag, auch nur im Geringsten rühren werde. Ich war selbst Zeuge seines mehr, als barbarischen Herzens bey der Profession meiner Schwester. Es thut mir leid, daß ich so von meinem Vater sprechen muß. Aber es muß uns allen daran gelegen seyn, ihn zu nehmen, wie er ist, und uns mit keinen leeren Hoffnungen zu täuschen. Doch, wie gesagt, ist es billig, daß man die Probe mache. Gelingt sie wider all mein Vermuthen, desto besser; ge-

lingt sie nicht, so werde ich ihn auf die nächsten Michaelisferien selbst besuchen, und schriftlich Verzicht leisten auf alles, was er sein nennt. Ich werde ihm dadurch die größte Freude machen; und er wird nicht das geringste Bedenken tragen, mir auch schriftlich seine Einwilligung zur ehelichen Verbindung mit Adelheid zu geben. Es liegt mir gar nichts an seinem Geld und Gut; aber es liegt mir alles an Adelheids Besitz. Mag nun mein Bruder ein noch so gnädiger Herr werden; mich belebt kein anderer Ehrgeiz, als in Verbindung mit Adelheid Mensch zu seyn, und in einem immer höheren Grad Mensch zu werden. Mein Adelsdiplom ist, das von ihr ausgesprochene Wort: „Hermann ich bin ewig dein." Mein Rittergut ist ihr Herz. Mein Universum ihre theure Person. Das ist meine unveränderliche Gesinnung. Ich küßte sie aufs neue, und sagte ihr, daß dieser Kuß das Unterpfand dieser unveränderlichen Gesin-

nung seyn solle. Gott, und alle guten Menschen sollen meine Zeugen seyn, rief ich dabey aus.

Unsere Zuschauer waren innigst gerührt, und billigten alle meine Vorschläge und geäußerten Gesinnungen. — „Nun so segne euch Gott, ihr guten Kinder, Gott, der euch offenbar verbunden hat, sagte Herr Pastor. Und was Gott verbunden hat, wird kein Mensch trennen können, und wenn ihm auch alle Kräfte der Natur zu Gebot stehen sollten. Ich bin wegen eines glücklichen Ausganges der Sache ganz beruhigt. Meine Ruhe wird nicht erschüttert werden, und wenn sich auch noch so fürchterliche Gewitterwolken aufthürmen sollten. Gott wird an euch, ihr guten Kinder, die Wahrheit bewähren, daß denen, die das Gute wahrhaft lieben, alles zu ihrem Beßten ausschlägt. Auch Herr Weise bezeugte in jedem Falle einen zuversichtlichen Muth.

Durch dergleichen Gespräche wurde unvermerkt die zwölfte Stunde herbeygeführt. Es war schicklich, daß ich mich trennte, um meinen theuern Freunden, und meiner geliebten Adelheid, die an dem künftigen Morgen mit ihrem Vater wieder abreisen wollte, die nöthige Ruhe nicht zu entziehen. Ich nahm daher Abschied, und gieng in mein Quartier zurück.

Nun werde ich auch von Ihnen, th. Fr. auf eine Zeitlang Abschied nehmen. Sie werden selbst es billig finden, daß ich die wenige Zeit, die mir vom Studiren, und dem Besuchen der Patienten zum Briefschreiben übrig bleibt, meiner geliebten Adelheid widme. Ich werde jedoch nicht ermangeln, Ihnen bey wichtigen Vorfällen die Nachricht zu geben, die ich Ihnen als Freund schuldig bin.

Freude wandelt, wie ein Engel
Durch den weiten Erdensprengel.
Acht und Bann
Jedem Mann,

Dessen Herz die Holde
Nimmer lieb gewann!
Bey der Höll' im Solde
Spinnt er Unheil an.

Gar mancher hegt den Dünkel,
Daß Frau Philosophey
In seinem Bücherwinkel
Allein zu Hause sey.
Stolz späht er durch die Scheiben,
Was andre Menschen treiben,
Und setzt sich hin zu schreiben,
Ihr Thun sey Narrethey.

Laßt den Pedanten brummen!
Er sey von uns verlacht!
So wie der Filz, der Summen
Mit Drachenblick bewacht.
Einmüthiglich erklären
Wir alle finst're Bären,
Die Welthaß in sich nähren
Hiermit in Bann und Acht.

Kein solcher überschreite
Das heilige Gebiet,
Wo man nur Biederleute
Gesellig wandern sieht.

Ein Kerker ist die Erde
Für den, der sich nie freut.
Zum Paradiese werde
Sie uns durch Fröhlichkeit!

Müssen Thränen wir vergießen,
Trifft uns aller Menschen Loos:
Laß sie mild und kindlich fließen,
O Natur in deinen Schoos!

Unserm Geist und Herzen quille
Licht und Liebe, Kraft und Ruh'
Aus der reinen Lebensfülle
Hoher Erdenschönheit zu.

Tief beseelt vom großen Triebe,
Gut, wie die Natur, zu seyn,
Wollen wir der reinsten Liebe
Uns're besten Kräfte weihn.

Ewig Halleluja ihm zu singen,
Ihm, den nie ein Hymnus würdig preist:
Bloß nach diesem Ziele sollt' ich ringen?
Darum höbe sich auf Adlerschwingen
Himmelan mein freygebohrner Geist?

Laß mich, Gott, der Liebe Himmel finden!
Jenen, den der Priester Wahn verspricht
Menschen, die der Menschheit sich entwinden,
Ewig sich zum Fluch des Weibs verbinden:
Diesen Höllenhimmel mag ich nicht.

Funfzehnter Brief.

(An Adelheid.)

Sie sind nun meinen Umarmungen auf einige Zeit entrissen, meine Einzige! Aber Ihr Wort, daß Sie ewig mein seyn wollen, umschwebt, und begleitet mich unzertrennlich, und ertönet immer in meinem Innersten. Vergebens würde ich Worte suchen, um das Beseligende auszudrücken, das in dem Gedanken liegt: „Adelheid ist mein." Wäre ich auch Beherrscher der ganzen Erde, und könnte ich sagen: „Die ganze Erde ist mein:" so würde sich viel-

leicht eine wilde Empfindung des Stolzes in mir regen, aber lange nicht jenes himmlische Entzücken, welches meine ganze Seele ausfüllt, wenn ich an Adelheid das Wörtchen mein anknüpfe. O meine Adelheid! Sie sind mir alles, was meine kühnsten Wünsche, auf den Flügeln der schöpferischen Phantasie getragen, erzielen können. Sie sind mein Universum, und mein Paradies mitten auf dieser Pilgerreise; ich suche Sie, so oft mirs gefällt, in meinem Herzen, und finde Sie da mit unaussprechlichem Vergnügen; finde überaus wahr, was jener göttliche Mann aus Nazareth sagte: „Das Himmelreich ist in Euch; es kommt nicht von außen." Nur ein gutes, tugendhaftes Herz ist empfänglich alles des Guten und Schönen, das in dem großen Schauplatz der ganzen Natur verbreitet ist; nur dieses empfindet die göttlichen Reize, die von allen Seiten her demselben zuströmen, weil die Quelle derselben ursprünglich in ihm selbst rauscht;

nur ein solches Herz ist der wahren Liebe fähig, und hat Raum genug für die unendliche Fülle von unverwelklichen, immer in höherer Schönheit sich verjüngenden Blumen, die in dem Paradiese der Liebe der Schmuck eines ewigen Frühlings sind. Nur dieses kann den Gegenstand seiner Liebe in sich selbst, nicht auf flüchtige Augenblicke, sondern für die Ewigkeit aufnehmen, wodurch es in sich selbst ein Paradies schaffet, wo keine arglistige Schlange zum Genuß einer verbotenen Frucht reizt; wo keine Blöße beschämt; kein Vorwurf des Gewissens schreckt; kein strafender Gott donnert, sondern nur der Gott des Friedens wandelt, und Freude und Seligkeit verbreitet. Ich suche Sie, Herzensmädchen, in mir auf, um Sie außer mir wieder zu finden. Wären Sie nicht in mir, so wären Sie für mich gar nicht, ich würde Sie daher nie außer mir finden. Der Mensch trägt ursprünglich die ganze Welt in sich selbst; es wird ihm nur insofern eine Außenwelt,

als er sie aus sich heraussträgt, und als Objekt vor sich selbst hinstellt. Die wirklichen Dinge sind endlich; nie würden sie zum Bewußtseyn kommen, wenn der Mensch sie nicht der Welt, die in ihm ist, unendlich an Raum und Zeit, entgegensetzte, und durch diesen Gegensatz als einzelne Dinge erkennte. Wer hat je den unendlichen Raum, die unendliche Zeit empfunden? Und doch sind diese Ideen in dem Menschen. Sie kamen nicht von außen in denselben; sie sind ursprünglich in ihm. Nur unter der Bedingung, daß er die unendliche Welt ursprünglich für sein Bewußtseyn selbst schafft, kann er die wirkliche, endliche Welt in sich aufnehmen, und selbst unendlich machen. Denn er kann das einzelne Ding nur insofern denken, als er dasselbe über alle Gränzen der Endlichkeit hinausrückt, es ins Unendliche fort als produktiv denkt, und ihm den Charakter der Unsterblichkeit, und Göttlichkeit aufdrückt. Alles ist nur insofern etwas, als es Reprä-

sentant des Göttlichen ist. Das Herz des Menschen, vorzüglich der Sitz und Tempel des Göttlichen, ist zugleich das Centrum des ganzen Universums, von welchem aus die Strahlen des Göttlichen nach allen Richtungen hin ausströmen, so daß ihm alles, als Gegenstand des Bewußtseyns, Ausdruck der ewigen Liebe, die Gott ist, wird.

Der Mensch ist aber nicht Mensch als Mann, oder als Weib, insofern er nämlich in der ersten oder zweyten Form isolirt da stehet, sondern der Mann ist nur im eigentlichsten Sinne Mensch in der innigsten Verbindung mit dem Weibe, und umgekehrt. Der Mensch in der Totalität gedacht (und es giebt keine Einheit ohne Totalität), also der wahre Mensch ist Mann — Weib, und Weib — Mann. Da nun der Mensch der Repräsentant des Göttlichen in der höchsten Stuffe, und das Centrum aller erscheinenden Göttlichkeit ist,

so findet und umarmt der Mensch in der Liebe das ganze Universum, und wird mit dem Göttlichen Eins. Nur seitdem ich dem ungöttlichen Wesen des Mönchsthums, das von Jugend auf für immer Besitz von meinem Herzen zu nehmen strebte, Abschied gegeben, und mein Innerstes der Liebe geweiht habe; seitdem ich Sie, meine Theuerste, kennen lernte, und aus Ihrem Munde vernahm, daß Sie ewig mein seyn wollten: stehet das Universum, als wahrer Tempel des Göttlichen, als unverwelkliches Paradies, in seiner ganzen Majestät und entzückenden Schönheit vor mir da. Ehemals war mein Herz so voll von einer pöbelhaften, nichtswürdigen Welt, wie die katholischen Kirchen, wenn vollkommener Ablaß zu gewinnen ist; nun ist diese ganze Welt hinausgejagt. Kein hoher und niederer Pöbel wird mehr eingelassen. Es ist mir eine ganz neue Welt aufgegangen, die durchaus göttlich, und in Adelheid koncentrirt ist. Da ich Adelheid liebe,

so liebe ich in ihr nicht das Individuum, das meinen Sinnen vorschwebt, sondern die absolute Totalität, und Göttlichkeit, wovon die sichtbare Welt in allen Individualitäten nur ein Widerschein ist, und die nur dem Auge der Vernunft sichtbar ist, dem Auge des Verstandes aber, der nur das Gegebene aufhascht, und als Realität erkennt, ewig unzugänglich bleibt. Mir ist nichts wahrhaft real, als Gott, und was in Gott, als dem innigsten Geist aller Geistigkeit und Körperlichkeit, erblickt wird.

O Adelheid! welch eine beseligende, himmlische Empfindung ist die Liebe mit reiner Religion, so wie sie aus der Vernunft strömt, vermählt! Nur dann finden Liebende das Paradies, das einzig in der Liebe ist, wenn Gott — die ewige Liebe — mitten unter ihnen ist; wenn er der Geist ihres Geistes, im Glück die Quelle ihrer Freude, im Unglück ihr Trost und Ver-

trauen, im Tode selbst ihre Stärke, und die Sonne eines besseren Lebens, die von ferne in einer entzückenden Morgenröthe aufgeht, ist. Ohne absolute Ueberzeugung des Göttlichen, das selbst die Seele der Erscheinungswelt, als des körperlichen Seyns, ist, folglich nicht außerhalb derselben als ein isolirtes Wesen gesucht werden darf (wer es anderwärts, als in der Erscheinungswelt selbst, sucht, wird es nie finden; er wird vielmehr bey reiferem Nachdenken an der Realität desselben verzweifeln), — ohne diese unerschütterliche Ueberzeugung, die ein absolutes Wissen, und der Grund alles Wissens ist, ist gar keine Liebe; sie ist dann bloß thierischer Trieb, dessen Befriedigung nur auf Augenblicke, und wenn es hoch kommt, auf dieses spannenlange Leben berechnet ist. Das Weib hört dann auf, für den Mann Mensch zu seyn; sie wird ihm Sache, wie jede andere Sache, die in seinen Augen so lange einigen Werth hat, als sie zu

irgend etwas nützlich ist; ohne Gott sieht er seine Gattin, die nur als Spiegel des Göttlichen in der höchsten Stuffe, auf der ein Individuum der Erscheinungswelt stehen kann, seine Gattin (mit ihm schlechthin Eins — Mann — Weib —) ist, bloß als Werkzeug zur Stillung eines heftigen Naturtriebs an. Gefällt ihm dieses Werkzeug nicht mehr, so wirft er's weg, und bedienet sich eines andern, das er ebenfalls wieder nach Belieben wegwirft. So geht es immer fort, ohne daß seine Begierlichkeit je Ziel und Maaß kennt. Das beweiset die Lebensart aller ungöttlichen Menschen.

Aber in den Augen des Vernünftigen, der nur allein wahrhaft religiös ist (der Gott des Verstandes ist ein Götze, und bleibt es auch auf der höchsten Stuffe der Aufklärerey), ist das Weib, wie er, Kind und Ebenbild Gottes in dem höchsten Sinne; das Weib ist, wie er, Mitglied

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

eines überirdischen Reiches, bestimmt zur Aeußerung der höchsten Gotteswürde durch Wahrheit und Harmonie, in allen Gesinnungen und Handlungen ausgedrückt; bestimmt zu einem Leben jenseits des Grabes, das an sittlicher Vollkommenheit und Seligkeit unbegränzt ist. Die Gattin ist für ihn die unzertrennliche Gefährtin auf allen noch so verworrenen Pfaden dieses Lebens, dieser Pilgerreise zur Ewigkeit; sie ist für ihn der Schutzengel seiner Unschuld und Tugend; die schönste Zierde im Glücke; die Quelle der reinsten, humanesten und göttlichsten Freuden; der solideste Trost in jeder Trübsal; an ihren Busen schmieget er sich, wenn er gekränkt, verfolgt, und gedruckt wird; im Schoose seiner Herzensfreundin weint er seine Kummerthränen aus; legt seine geheimsten Klagen nieder; vergißt durch einen einzigen, durch Liebe entflammten Kuß seine Leiden, und schöpft neue Kraft, und erhöhten Muth. Dem Vernünftigen ist die Gattin in seinen Augen vollkommen

gleich; nur mit ihr ist er selbst Einheit und Totalität. Sie hat daher im Punkt der Ehe gleiche Rechte und Ansprüche mit ihm; es stehet also nicht in seiner Willkür, ihr seine Gunstbezeugungen zu erweisen, oder zu entziehen, und einer andern zuzuwenden; er verabscheuet vielmehr dieses als die größte Wegwerfung seiner selbst, als die Verläugnung des Göttlichen, das nur ewige Liebe, und Wahrheit, unfähig jeder Disharmonie, jedes Widerspruches ist.

Dem Vernünftigen ist die Liebe der kräftigste Sporn zur reinsten Moralität, durch welche alle Gesinnungen und Handlungen belebt werden. Die Liebe ist nämlich unzertrennlich verbunden mit Freundschaft, Freundschaft mit Achtung, Achtung mit Tugend und Wahrheit. Der gute, vernünftige Gatte also wird sich aus allen Kräften bestreben, immer besser zu werden, und alles zu vermeiden, was Verachtung verdient, um sich der Freundschaft und Liebe seiner Gattin immer würdiger zu machen.

Eben das wird eine gute Gattin thun. Und so wird unter Liebenden der edelste Wettstreit entstehen; so wird die Liebe die Mutter der Tugend, und durch diese der wahren Glückseligkeit. Die Liebe vereinigt alles, was den Menschen veredeln und beglücken kann; sie legt dem Menschen, der von Natur aus egoistisch gesinnt ist, einen süßen Zwang an, aus sich selbst herauszutreten, sich an die große Menschenfamilie, die unter den segnenden Augen des Allheiligen, und Allgütigen lebt, anzuschließen, für sie zu wirken, an dem großen Plane der Vorsehung mitzuarbeiten, sich, so zu sagen, auszuströmen für die Menschheit, um in den Ocean der Vernunftwesen einzufließen, und so die ganze Würde, Mensch zu seyn, im Hochgefühl der Gottähnlichkeit zu behaupten. Hier legt der Mann seine natürliche Härte, und trotzige Wildheit ab; seine furchtbare Körpers- und Geisteskraft verschmilzt mit dem sanften und liebenswürdigen Charakter der Weiblichkeit, der Achtung

und Liebe zugleich einflößt, und zum Entzücken hinreißt. Die Zärtlichkeit des Weibes, mit Manneskraft vermählt, und zu einem Ganzen verbunden, erhebt sich zum Charakter einer weiblichen Gottheit, aus deren Auge Majestät und Güte strahlt, und das ganze Herz des Mannes fesselt. Gleich einem Weinstocke breitet die gute Gattin ihre schlanken, fruchtbaren Aeste aus, und umschlingend die männliche Kraft, trotzt sie, wie die stärkste Eiche, den heftigsten Stürmen. Ganz, und auf das innigste hängt sie ihrem Manne an, und verliert sich selbst, um sich nur in ihm wieder zu finden. Der gute Gatte opfert sich mit Großmuth für seine theuere Herzenshälfte auf, und wird nur dann seines Lebens froh wenn er sich bewußt wird, daß er nur für sie lebt. Es geschieht hier ein wahrer Umtausch der Persönlichkeit, wodurch jeder egoistische Trieb erstickt, und von Grund ausgerottet wird. So werden gerade die edelsten Seiten des menschlichen Charakters durch die Liebe

ausgebildet: die sich hingebende, nur in dem Manne lebende, Liebe des Weibes; die alles für seine Gesellin aufopfernde Großmuth des Mannes; die Nothwendigkeit, ehrwürdig zu seyn, wenn man es auch nicht um sein selbst willen wollte, um des Gatten willen; die wahre Freundschaft, die nur, auf der höchsten Stufe der Reinheit gedacht, in der durch wahre Liebe geschlossenen Ehe möglich ist, und hier nothwendig erfolgt; die Grazien der Humanität, die aus den reinen Vater- und Mutterempfindungen hervorgehen, die Liebenden in allen ihren Handlungen begleiten, und sie jedem Beobachter liebens- und ehrwürdig machen; endlich das Gediegene, Totale, Harmonische des Charakters, zu dem sich Liebende erheben, wodurch sich dieselben vor den übrigen Menschen, wie die edlen Metalle vor den unedlen, auszeichnen, und geltend machen. Wer die Liebe fliehet, bleibt ewig nur Halbmensch, mit sich selbst, und mit der ganzen Schöpfung im Widerspruch.

Die Liebe ist daher die erste Pflicht der Menschheit; wer wahrhaft liebt, der umfaßt in der Liebe die Pflichten in absoluter Totalität. Liebe, und thu, was du willst, sagt ein alter Kirchenvater. dem bey seinen unzähligen finsteren Schwärmereyen oft ein sehr wahres Wort entschlüpfte.

Wie sehr freue ich mich, daß ich auf dem Wege bin, diese höchste Pflicht in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, und sie wirklich schon zum Theil erfülle! Aber diese Freude würde nicht vollkommen seyn, wenn noch die bange Besorgniß eintreten könnte, ob auch die Gattin, die mir zu Theil werden soll, so beschaffen sey, daß ich durch sie die Zwecke dieser heiligen Verbindung zu erreichen gegründete Hoffnung habe. Diese Besorgniß kann bey mir nicht eintreten. Denn Adelheid liebt mich auf eine ganz der Vernunft entsprechende Art; sie liebt mich auf das zärtlichste und innigste, so daß sie nur in meiner unbegränz-

ten Gegenliebe ihr höchstes Glück findet. Dafür ist mir ihr ganzer Charakter, den ich schon länger, als ein Jahr, kennen zu lernen Gelegenheit hatte, Bürge. Adelheid liebt mich. Nur mein Herz kann es fassen, was in diesem Gedanken liegt. O Adelheid! wie verwerflich müßte ich vor meinem eignen Gewissen, und vor allen guten Menschen seyn, wenn ich gegen Ihre, sich gänzlich an mich hingebende Liebe gleichgültig, wenn ich derselben durch Treulosigkeit spotten könnte; wenn ich dieselbe nicht vielmehr durch eine alles aufopfernde Gegenliebe zu belohnen strebte! Aber nein, fern ist von mir, ewig fern eine so unwürdige Gesinnung. Auch ich liebe Sie, Theuerste! ich liebe Sie einzig, und über alles, was mir die Welt bieten, oder entreißen kann. Nur im Bewußtseyn dieser unbegränzten Gegenliebe kann ich das Beseligende fühlen, das in der Versicherung Ihrer Liebe gegen mich liegt. Ihre Liebe erhält erst für mich ihr Daseyn durch das Be-

wußtseyn, daß ich Sie liebe. Ich hätte sonst gar keinen Sinn und Begriff für die Ausdrücke derselben. Es ist auch meine Bestimmung — das sagt mir laut das innigste Gefühl — zu lieben, meine seligste Bestimmung, Adelheid zu lieben, die sich von keinem Ungefähr herschreibt, sondern von der Hand der ewigen Liebe kommt. Ja Gott ist es, der es so fügte, daß ich die Bande der verabscheuungswürdigsten, und unter der Maske der Heiligkeit versteckten Unmenschlichkeit, womit mich das Mönchs- und Pfaffenthum schon gefangen hielt, zerriß, um mich in die heiligen und beseligenden Fesseln einer gränzenlosen Liebe gegen Adelheid zu werfen. Gesegnet, ewig gesegnet sey der Augenblick, da ich Adelheid das erstemal erblickte, und durch diesen Anblick den heiligen Geist empfing, der in mir die Flamme der Liebe anfachte, und in diesem göttlichen Lichte alle heilsame Wahrheit erkennen ließ; gesegnet der Augenblick, da Adelheid zu mir sagte: „Ich bin ewig dein!“ Fluch, ewi-

ger Fluch dem Mönchs- und Pfaffenthum, das, die Liebe fliehend, die Menschheit unter die Füße tritt, und mit tausend Furien umgeben, Gräuel auf Gräuel häufet! — Gott ist's, der Sie bald in meine offnen Arme führen wird. Aus seinen Händen werde ich Sie, Herzensmädchen, nehmen, und nie vergessen, daß ich Sie von daher erhalten habe; nie vergessen, was ich ihm, unserm gemeinschaftlichen Vater, der mir Adelheid schenkt, und was ich Adelheid, diesem Engel, von ihm mir zugesandt, schuldig bin. Am Altare, wo wir uns zum Zeichen der ewigen Verbindung einander die Hand geben werden, werde ich ihm die Gelübde auf das feyerlichste zum Opfer bringen, die meine Seele durchglühen. Da will ich dem Allvater sagen: Vater, ich lebe hinfüro nur für Adelheid; nie soll die heilige Flamme der Liebe gegen sie verlodern, die du selbst in meinem Herzen angezündet hast.

Endlich wird die Liebe durch die Religion gekrönt, insofern sie ihr Unsterblichkeit verheißt. Ja, Theuerste, nur durch die unerschütterliche Ueberzeugung von der absoluten Realität der Idee des Göttlichen wird es möglich, daß die Liebe unsterblich ist, so wie der Geist, dessen edelster Funke sie ist; daß folglich das Band, das unter Liebenden geknüpft ist, durch den Tod nicht abgerissen, sondern nur fester für die ganze Ewigkeit geknüpft wird. O Adelheid! unsere Liebe ist unsterblich! Welch ein erhabener Gedanke ist das! Nichts, auch der Tod nicht — kann uns trennen. Welchen Antrieb muß uns das geben, so zu leben, wie es für Unsterbliche gebührt! Wie wird dadurch jede Anregung der Liebe, jeder Kuß, jede Umarmung veredelt, vergöttert! Für den thierischen Menschen ist alles eitel; für den geistigen ist alles unsterblich. Auch seine Freuden sind unsterblich, weil sie in Unschuld, im Bewußtseyn der Pflicht, und Gotteswürde genossen sind. Nur für den

wahrhaft Liebenden giebt es nie verwelkende Blumen der Freuden. Ihr Andenken ist für sein Herz immer ein süßes Labsal; auch am Rande des Grabes verlieren sie ihre reizende Gestalt nicht, sondern blühen vielmehr in verjüngter Schönheit auf, und folgen dem Liebenden in die Gefilde der Seligen, um da, auf einen bessern Boden versetzt, sich zu veredeln, und, ohne je zu verwelken, für ihn in immer neuen Reizen, in immer wachsender Schönheit zu blühen.

Das ist, meine Theuerste, der Begriff, den ich von Liebe habe; der Begriff, den ich einst in der vollkommensten Verbindung mit Ihnen realisiren werde. Ich habe diese Gedanken in einem Liede, das ich Ihnen zugleich mit beylege, koncentrirt. — Gott, Adelheid, und ich — wir wollen die Dreyeinigkeit bilden, von der die Theologen nur mit Unvernunft schwätzen; wir drey unzertrennlich Eins! — Adelheid, Gott mit Ihnen — wie liebens-

würdig sind Sie mir! Gott mit mir — mit welcher Selbstzufriedenheit, mit welchem Gefühl von Würde stehe ich vor mir selbst da! — O Adelheid! Gott mit Ihnen, und mit mir — das sey unser Loosungswort, die Quelle unserer Seligkeit auf immer. Nur in der zeitlos ewigen Liebe, die Gott ist, können wir uns in jedem Momente, und in einer Ewigkeit, die an dem unendlichen Faden der Zeit fortläuft, einander lieben! So eben wird es Nacht, die zum sanften Schlummer gute Menschen einladet. Gott mit Ihnen, Adelheid, Sie erquickend durch einen süßen Schlaf! Er führe für uns bald den Abend herbey, der für uns ewig heiterer Tag ist!

Lied an das schöne Geschlecht.

O Weib, des Schöpfers Meisterstück,
Du Spiegel seiner Vaterliebe,
Du hold Geschöpf, voll sanfter Triebe,
Gebildet ganz dem Mann zum Glück,
Dir sey mein Lied geweiht!

Heil dir! auf dieser Pilgerschaft
Bist du des jungen Mannes Sonne,
Erfüllst mit tausendfacher Wonne
Sein Herz; an dir reift seine Kraft
Und wird an Früchten reich.

Des rohen Jünglings Felsenherz:
Wie schmilzt er hin von dir durchglühet!
Auf seinen Rosenwangen blühet
Nun Menschenlieb', und froher Scherz,
Von Grazien umschwebt.

Durch deine Zauberey entzückt
Schmeckt er die Freuden seiner Jugend:
Sein Herz wird offen jeder Tugend;
Er fühlt sich kraftvoll und beglückt,
Beglückt durch deine Hand.

Der große Schauplatz der Natur
Strömt Freud' ihm zu von allen Seiten
Und nie empfund'ne Seligkeiten;
Und jede Gegend, jede Flur
Wird ihm zum Paradies.

Geführt durch deine sanfte Hand,
Wallt er voll Muthes und gerade
Durch dieses Lebens dunkle Pfade,
Und über's Grab ins Vaterland,
Wo nie die Liebe stirbt.

Nur in der Gottheit Heiligthum
Rauscht stets der Silberbach der Freuden
Für Liebende; und Trauerweiden
Gestalten sich in Rosen um,
Von Zephyren bewegt.

So wie der Mond durch Wolken dringt,
Und in den Trauerflor der Haine
Mit seinem milden Silberscheine
Ruh', Heiterkeit und Wonne bringt,
Und Sicherheit gewährt:

So strahlt aus deinem Auge Licht
In sanftem Schein dem theuern Gatten;
Verscheuchend jeden Unglücksschatten,
Der sich auf seinem Wege bricht,
Vor dem der Halbmensch bebt.

Du machst ihm milde jeden Schmerz;
Du hilfst ihm seine Lasten tragen,
Erfrischest ihn nach schwülen Tagen,
Und träufelst Balsam in sein Herz,
Und Trost und Heiterkeit.

Wer kann beschreiben, was er fühlt,
Wenn er sein kleines Ich erblicket!
Gleich Seligen wird er entzücket,
Wenn es an deinem Busen spielt,
Und lächelnd Vater lallt.

O Weib, des Schöpfers Meisterstück!
Der Unmensch nur — der kann dich scheuen;
Nur der, den Satans Streiche freuen;
Nur der, dem Qual ist fremdes Glück —
Der Bösewicht und — Mönch.

Sechzehnter Brief.

Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief von Ihrem Herrn Vater, Theuerste! der mir äußerst angenehm ist. Er schrieb mir, daß mich Adelheid von ganzer Seele liebe; daß diese Liebe keinesweges durch sein, oder irgend eines Menschen Zureden veranlaßt worden, sondern, gegründet auf persönliche Achtung gegen mich, sich selbst aus sich selbst, wie das Ewige, Göttliche erzeugt habe; daß sich Adelheid noch nie so selig gefühlt habe, als seit unserer feyerlichen Verbindung; daß er nun selbst Adelheid um so zärtlicher und väterlicher liebe, weil

sie ihm einen Sohn zugeführt habe, auf den er stolz sey.

Ich weiß, daß mich Adelheid liebt, von ganzer Seele liebt; die Beweise, die sie mir davon bereits gegeben hat, sind die unzweydeutigsten, und zuverläßigsten. Ich weiß ferner, daß mich unser guter Vater liebt. Insofern erfuhr ich also nichts Neues: aber es macht mir doch ein unaussprechliches Vergnügen, diese Versicherungen aus seinem Munde zu hören. Ich kann Ihnen, meine innigstgeliebte Adelheid, nicht genug beschreiben, wie glücklich ich mich fühle, wenn ich aufs neue höre, was ich schon weiß — daß mich Adelheid liebt. Bey dieser Versicherung, die mir unser beßter Vater gab, wurde ich auf's neue zu einer ernstlichen Betrachtung getrieben, die ich schon oft angestellt habe, und nicht oft genug anstellen kann, um meinem Herzen ein Fest zu machen — zur Betrachtung nämlich, wie glücklich ich durch die vollkommene

Verbindung mit Adelheid zu werden mit der möglichsten Gewißheit erwarten kann.

Nachdem ich die Vorurtheile des unmenschlichen Mönchs- und Pfaffenthumes abgeworfen, und mich entschlossen hatte, mein Herz der Liebe zu weihen, wodurch der Mensch einzig Mensch werden kann, kam ich in verschiedener Rücksicht in die ängstlichste Verlegenheit. Denn ich war theils durch wirkliche Erfahrungen, theils durch eignes ernsthaftes Nachdenken, theils durch die Lektüre gründlicher Schriften auf die Ueberzeugung gekommen, die ich noch immer fest halte, daß, obgleich der Ehestand, an und für sich, die Quelle der reinsten, humanesten, und vollesten Glückseligkeit zu werden, durch die Natur selbst bestimmt ist, doch die allerwenigsten Ehen ganz glücklich; sondern daß vielmehr sehr viele in einem hohen Grade unglücklich, und die meisten bloß erträglich sind. Ich bringe hier die unverschuldeten Unglücksfälle gar nicht in

Anschlag, sondern nur die, welche durch Thorheit und Selbstverschulden eines oder des andern Theiles, oder beyder zugleich unter den Ehegatten herbeygeführt, und unterhalten werden. Vielmehr rechne ich ein durch bloßen Zufall noch so unglückliches Paar unter die glücklichen Eheleute, als solche, wenn beyde Theile Klugheit und Tugend genug besitzen, einander ihre Leiden zu mildern, und durch Theilnahme und zärtliche Liebe jede noch so drückende Last leicht zu machen. Ich nenne nur diejenige Ehen eigentlich unglücklich, wo man entweder durch Mangel an Klugheit, oder durch ein böses Herz, selbst den Grund zur Unzufriedenheit, und zur widerlichsten Disharmonie, die es unter Menschen geben kann, legt, und einander das Leben vergällt, statt es zu versüßen. Und wie oft ist dieß mehr oder weniger der Fall? Welch' eine zarte Pflanze ist die Liebe! Wie leicht verwelkt sie, selbst wenn wir sie noch so sorgfältig zu pflegen wähnen! Der Grund davon ist, weil die

allerwenigsten Menschen vor ihrer feyerlichen, und unauflöslichen Verbindung die höchst wichtige Kunst gelernt, oder auch nur ernstlich darüber nachgedacht haben, wie diese so liebliche, aber auch zugleich so zarte, und leicht verletzbare Pflanze zu behandeln sey, wenn sie die süßen Früchte zur vollen Reife bringen soll, die von ihr bey einer klugen und aufmerksamen Behandlung zu erwarten sind.

Wie viele folgen hier mehr einem blinden Instinkt, als den wohlüberlegten Regeln einer durch Vernunft und Erfahrung geleiteten Klugheit! Wie verkehrt ist größten Theils die heutige Erziehung der Jugend, vorzüglich des schönen Geschlechtes unter den Ständen, die sich vor dem gemeinen Pöbel mehr oder weniger auszeichnen! Wie wird schon in der zartesten Jugend alles darauf angelegt, den Charakter des besten, weiblichen Geschöpfes zu verderben, und wie wird in demselben der Grund zu

allen den Untugenden gelegt, wodurch das eheliche Glück mehr oder weniger in Gefahr kommen, und untergraben werden muß! Eitelkeit, Stolz, Modesucht, Verzärtelung, Koquetterie, Vielwisserey, Abneigung zu häuslichen Geschäften, ja oft gänzliche Unwissenheit in denselben, unersättliche Begierde zu Zerstreuungen, zu kostspieligen, und geräuschvollen Lustbarkeiten, Verschwendungssucht in Rücksicht auf alle Artikel des weiblichen Luxus, und ein ungeheueres Heer von unerträglichen, weiblichen Launen — sind großen Theils die Eigenschaften unserer heutigen Damen aus den höhern Ständen.

Dergleichen Betrachtungen, die ich öfters anstellte, und von denen ich wußte, daß sie nicht aus der Luft gegriffen wären, sondern in der wirklichen Erfahrung, die ich, besonders in Beziehung auf den in unsern Tagen herrschenden Charakter des schönen Geschlechtes, seit der Zeit, als ich auf vernünftigere Grundsätze gekommen bin, durch

einen nie ruhenden Beobachtungsgeist kennen zu lernen suchte, — machten mich äußerst bedenklich, und angstvoll, und das um so mehr, da ich zugleich überzeugt war, daß unter tausend Frauenzimmern, wodurch andere noch so ziemlich beglückt werden könnten, vielleicht kein einziges zu dem besondern Zustande passen würde, in den ich ohne Zweifel zu treten gezwungen bin. So glücklich auch das Loos seyn könnte, das mir in Rücksicht auf Glücksgüter, und eine von Nahrungssorgen freye Lebensart zu Theil werden würde, wenn mein Vater mich nicht zum Opfer seines Ehrgeizes ausersehen, und unwiderruflich zum Mönchsthum bestimmt hätte, so kann ich doch keinen andern Zustand erwarten, als einen solchen, wo ich im Schweiße meines Angesichtes mein Brod verdienen muß. Da mein Vater den unveränderlichen Plan gemacht hat, meinem Bruder sein ganzes Vermögen zuzuwenden, um durch denselben seinen neuen Adel glänzend zu machen, so weiß ich mit höchster Ge-

wißheit zum voraus, daß er zu keiner ehe-
lichen Verbindung, die ich eingehen mag,
und wenn mir auch das reichste Mädchen
die Hand bieten wollte, einwilligen wird,
als unter der Bedingung, daß ich auf alle
künftige Erbschaft seiner Güter, und auf
alle Unterstützung von seiner Seite, so lan-
ge er lebt, Verzicht leiste. Meine künftige
Bestimmung ist also die eines praktischen
Arztes, und eines Schriftstellers, der nicht
von einem großen Erbgut, sondern von den
Früchten seines Fleißes leben muß; der
folglich seine künftige Gattin nicht durch
müßiges Tändeln, durch immer abwechseln-
de Zerstreuungen, und Lustbarkeiten, durch
Herumführen von einer Gesellschaft in die
andere, durch Befriedigung aller der auf
Luxus und Wohlleben abzielenden Begier-
den; sondern bloß durch ein biederes, ganz
der Liebe geweihtes Herz, durch unermüde-
ten Fleiß in seinen Berufsgeschäften, durch
weise Sparsamkeit und Frugalität in allen
Bedürfnissen des Lebens, durch zärtliche

Sorgfalt nicht bloß für den gegenwärtigen, sondern auch für den zukünftigen Unterhalt, durch ein eingezogenes, mehr auf häusliche Glückseligkeit, als auf rauschende Ergötzlichkeiten berechnetes Leben — beglücken kann.

Aus welchem Stande, dachte ich oft, soll ich meine künftige Gattin wählen? Aus dem gemeinen Bürgerstande? Aber eine solche Gattin würde für dich zu wenig Geisteskultur besitzen, als daß du nach anstrengenden Arbeiten in ihrem Umgange diejenige Erhohlung, und Erquickung finden könntest, die dir nothwendig, und deinem Herzen so behaglich ist. Oder soll ich ein Mädchen aus den höheren Ständen wählen? Ach! wie verdorben sind hier die meisten weiblichen Geschöpfe; und wie wenig passen auch die besten zu deinem künftigen Zustande? Sie haben weit zu viele Bedürfnisse, als daß du sie befriedigen könntest. Und wie leicht könnte es geschehen, daß dir gerade eines von den verwerf-

lichsten Geschöpfen aus diesem Stande zu Theil würde? Wie groß ist hier die Verstellungskunst! Wie unglücklich würdest du seyn, wenn die Früchte deines Fleißes durch den ungeheuern Rachen des unersättlichen Luxus eines durch Erziehung, durch Beyspiele, und Verwöhnung verschrobenen Weibes verschlungen würde; wenn sie unerfahren in häuslichen Geschäften, oder ohne Lust dazu, in einem kostspieligen Müssiggange ihre Tage dahin träumen wollte, und nur dadurch ihre Thätigkeit beweise, daß sie aufzehrte und verschwendete, was der Mann mit saurer Mühe verdient hat, ohne daran zu denken, daß auch sie zu dem gemeinschaftlichen Unterhalt ihre Kräfte zu benützen verpflichtet sey? Wenn sie nur angebethet, und den ganzen Tag gefächelt seyn wollte, da doch der Beruf eines Mannes, der keine andere Nahrungsquelle, als die aus seinem Fleiße hervorgehet, hat, eine ernsthafte, und täglich fortgehende Geschäftigkeit fodert, und nur gewisse Erho-

lungsstunden zuläßt, wo er an der Seite seiner Gattin wider neue Kräfte sammeln, und den Ergießungen der Freundschaft und Liebe einen freyen Lauf lassen kann? Sagen Sie mir selbst, Theuerste, ob Sie nicht in größter Verlegenheit wären, wenn Sie, als meine bloße Freundin, und nicht als meine Verlobte, von mir den Auftrag hätten, unter den gebildeten Ständen für mich ein Mädchen zur künftigen Gattin zu wählen, und zwar mit genauer Rücksicht auf die Lage, die mir höchst wahrscheinlich zu Theil werden wird, so daß Sie mit Grund hoffen könnten, daß ein solches Mädchen mit mir, und ich mit ihm zufrieden seyn würde? — Freylich senkte sich gleich Anfangs der erfreuliche Strahl der Hoffnung in mein Herz, daß mir Adelheid ihre Hand nicht versagen würde. Denn von dem ersten Augenblicke an, als ich sie kennen lernte, gab sie mir unzweydeutige Beweise ihrer Zuneigung und ihres Wohlwollens. Aber, dachte ich, wenn das bloße

Zeichen der Freundschaft, und der Achtung sind, die man wohl geben kann, ohne daß man gerade das fühlet, was man im eigentlichsten Sinne Liebe nennt? Wenn ihr Vater, dem sie in keinem Falle zuwider zu handeln fähig ist, ganz andere Absichten in Rücksicht auf ihr künftiges Glück gefaßt hat, als die durch eine Verbindung mit mir zu erreichen sind? Wenn er sie schon wirklich einem andern Jüngling zugedacht oder gar, so viel von ihm abhängt, zugesagt hat? Wenn beyde sich durch die Inhumanität meines Vaters, und durch allerley Besorgnisse, die der Haß von Seiten desselben erregen kann, zurückschrecken lassen? Das alles ist ja leicht möglich. Wenn ich nun diese Möglichkeiten überdachte, dann sank mir der frohe Muth, den die süße Hoffnung, zu dem glücklichen Besitz Adelheids zu gelangen, in mir erweckt hatte, wieder zu Boden; denn verwirrten tausend Besorgnisse in Rücksicht auf meine künftige eheliche Verbindung meinen Geist.

Ach! es giebt nur wenige so gute Erzieher, als der ist, der Adelheid von ihrem ersten Werden an gebildet hat. Und es giebt noch weit wenigere so gute Kinder, wie Adelheid, die sich selbst von innen heraus bilden, und jedem Zug einer durchaus auf Vernunft gebauten, äußeren Bildung entgegen kommen. Der Mensch ist von Natur aus frey. Es kann ihm kein Charakter durchaus angebildet werden. Eine gute Erziehung kann bloß die Veranlassung, nicht aber der absolute Grund eines guten Charakters seyn. Eine vernünftige Erziehung kann nur unter der Bedingung gedeihen, daß der Mensch, in sofern er äußerlich gebildet wird, sich innerlich selbst bildet, und zu allen dem macht, was er seyn soll.

Um Ihnen, theuerste Adelheid, durch deren heiliges Jawort in Rücksicht auf die Wahl Ihres künftigen Gatten ich nun so vollkommen beruhigt, und beseligt

bin, noch mehr begreiflich zu machen, wie schwer Ihnen, unter andern Umständen zwischen uns, das Geschäft seyn würde, wenn Sie als bloße Freundin für mich eine Gattin wählen sollten, will ich Ihnen aufrichtig meine Herzenswünsche entdecken, die ich von dem Augenblicke an hegte, als ich mich entschloß, mich auf keine Art, es möge kosten, was es wolle, in die entehrenden Fesseln des Mönchs- und Pfaffenthumes, sondern in die göttlichen Bande der Liebe zu werfen, um meine Menschenwürde zu behaupten. Ich habe ein sehr lebhaftes Gefühl für alles, was schön ist. Dieses Gefühl wurde durch die Pflege der schönen Wissenschaften, besonders der Musik und Dichtkunst, durch das fleißige Lesen der alten Klassiker, und der besten Schriften schöner Geister unserer Zeiten, durch Philosophie, und durch den Umgang mit der schönen Welt (seit der Zeit, als ich die wüsten Steppen des Mönchsthums, wo keine Pflanze des Schönen gedeiht, und

dem Schönsten, was in dem ganzen Weltall zum Vorschein kommt — dem Weibe — geflucht wird, verlassen habe) noch mehr ausgebildet. Vorzüglich aber hatte weibliche Schönheit immer die größten Zauberreize für mein Herz, selbst zur Zeit, als ich noch den Mönchsschwämmereyen nachhieng. Das Göttliche, Himmlische verwandelte sich mir in lauter Grazien der entzückendsten weiblichen Schönheit. Dem lieben Gott, in sofern er als Mann vorgestellt wird, schien ich nur gut zu seyn, war ihm aber in der That nicht gut. Gott konnte mich nur entzücken, nicht als Gott, sondern als Gottheit. In dem ganzen himmlischen Heere feßelte mich nichts so sehr als die heilige Maria, mit der ich mich förmlich im Geiste vermählte. Mit Entzücken hieng ich an den Bildern, durch Meisterhände verfertigt, wodurch die Braut des heiligen Geistes, die Königin Himmels und der Erde charakterisirt wird. Vorzüglich aber rissen mich die Abbildungen dersel-

ben hin, wo sie, die Botschaft von dem Engel, daß sie die Mutter des ewigen Sohnes Gottes werden sollte, empfangend, und bey gegebener Einwilligung, Mutter zu werden, von dem heiligen Geiste überschattet, vorgestellt wird. Heiligste Ahnung der Ueberschattung, und Beschattung in der Umarmung liebender Seelen! du warst der geheime Zauber, der mich bey dem Anblick solcher, mit Recht der Religion geweihten, Gegenstände begeisterte, und die auf dem Altar meines Herzens lodernde, mir noch selbst verborgene, Flamme bis zur höchsten Lebendigkeit anfachte! — Auch rührten mich besonders die Schilderungen, wo die heilige Jungfrau als wirkliche Mutter dargestellt wird, in der Situation, in welcher sie das göttliche Kind auf dem Schoose sitzen, oder an ihrem vollen Busen schwelgen läßt, und einen zärtlichen Mutterblick mit dem Ausdruck des Hochgefühls der Mutterschaft auf dasselbe wirft. Gott in dieser trauten Verbindung mit der

Menschheit, und mit dem schönen Geschlecht — das Göttliche aus sich selbst erzeugt, und gebohren durch den ewigen Akt der Selbstüberschattung (Subjekt-Objektivisirung), auf dem Schoose der Menschheit ruhend, hängend an den Brüsten des Schönen, und in diesem Genusse selig, welch' eine göttliche Idee ist das, wenn sie göttlich gedacht wird! O ruhe immer in dem Schoose der Menschheit, du Urquelle alles Seyns! Schwelge an den Brüsten einer weiblichen Grazie, du ewige Schönheit! Umarme sie in der Form der Kindheit du ewige Liebe! Sey selig in dem Segen, den dir die Menschheit bey jeder Mutterschaft bringt, du fruchtbarer Abgrund alles Segens! Entzücke die finsteren Schwärmer, die Gott werden wollen, ohne Menschen zu seyn, durch deine Menschwerdung und innigste Verbindung mit der Menschheit! Laß die unseligen Bernarde, die nur durch Menschenhaß, und Verfluchung der Liebe des Weibes, dich lieben

zu können wähnen, lüstern werden nach dem himmlischen Busen der schönen Mariens, durch die schöpferische Phantasie geschaffen, oder durch Meisterhände dargestellt, daß sie wenigstens im Taumel frömmelnder Träume, auch wider ihren Willen, menschlich, und göttlich werden! — Mir giengs mit meiner eingebildeten, bloß himmlischen Liebe, gerade so, wie einem gefühlvollen Nönnchen:

— — — Je reiner
Des Nönnchens Seele ist; je feiner
Sie denkt und fühlt, je minder läßt
Durch Geißeln, Wachen, Fasten, Bethen
Der Liebe Neigung sich ertöden.
Im Tempel selbst, am höchsten Fest
Schwebt des Geliebten Bild ihr immer
Vor. — — — Im Speisezimmer
In jedem Kreuzgang, jedem Saal,
An jeder Wand hängts überall. — —
Kurz, was im Nönnchen leibt und lebet,
Ist durch und durch mit ihm verwebet;
Und ihm seh'n alle Heil'gen gleich.
Eh' könnte sie sich selbst verlieren,

Als dem geliebten Bild entfliehn.
Vertieft sie sich im Meditiren,
Unwissend meditirt sie — ihn. —

Selbst in meiner zartesten Jugend fühlte ich mich schon durch weibliche Grazien angezogen. Schon in meinem dritten und vierten Jahre befand ich mich nirgends froher, als im Kreise schöner Mädchen, die ich als meine Freundinnen und Gesellschafterinnen aufsuchte. Ich erinnere mich noch genau, daß ich keinen sehnlichern Wunsch hegte, als selbst Mädchen zu seyn. Ich beneidete jedes schöne Mädchen, daß ich es nicht selbst seyn konnte. Gern hätte ich meine ganze Mannheit sammt Steckenpferden, und allen Kostbarkeiten, die die Insignien meiner damaligen Mannheit waren, dahin gegeben. Es war mir immer, als wenn ich nur als Mädchen glücklich, und mit mir selbst zufrieden seyn könnte. Besonders hatte mich unter den Töchtern des Pachters meines Vaters eine gefesselt, die unter meinen übrigen Freundinnen gleich-

sam den Charakter einer Sultanin hatte. Unsere meisten Spiele hatten auf eheliche Verbindung Beziehung. Einst wagte ich's, über den Zaun ihres Gartens zu steigen, und ward, aus Versehen, durch eine Grassichel von ihr ziemlich stark verwundet. Aber die Liebe zu ihr hatte mir so viel Selbstverläugnung eingeflößt, daß ich den Schmerz verbiß, und meinen Eltern nicht das Geringste von der Wunde, die mir die Hand der Liebe versetzt hatte, merken ließ. Das gute Mädchen verband selbst die Wunde, und heilte sie dnrch den Saft eines Krauts, das man Spitzewegwart nennt. Ich war stolz darauf, um meines geliebten Mädchens willen etwas gelitten zu haben, ob ich gleich damals noch nicht von Ferne ahnete, was eigentlich Mädchenliebe zu bedeuten habe. Der Amor war in mir noch ganz blind, aber doch lebhaft genug. Wie wohl behagte mirs, wenn mich die sanfte Hand meines Mädchen verband! Beynahe war ich böse, daß die Wunde so

geschwind heilte, und ich der Wonne, durch die Hand eines geliebten Mädchens bestrichen, und gepflegt zu werden, entbehren mußte. Was mir besonders an diesem Mädchen gefiel, war ihre ausgezeichnete Schönheit vor den übrigen Dorfmädchen ihres Alters; und dann zweytens ihr sanfter, gütiger Charakter. Sie war im Kleinen das, was mich jetzt an Adelheid entzückt. Ich schien ihr zu gefallen wegen meiner Lebhaftigkeit, wegen meines erfinderischen Geistes in Rücksicht auf allerley Kurzweilen, und auch oft zu muthwilligen Streichen, wegen meines Muthes, den ich vorzüglich gegen andere Kinder bewies, wenn es darauf ankam, mich oder meine Freundin gegen sie zu vertheidigen. Ich hatte mich durch meine Entschlossenheit, und wenn es nöthig war, durch meine Faust, so respektabel unter den Dorfkindern meines Alters gemacht, daß, wenn sie meine Dulcinea in die Enge trieben, und sie mich auch nur von Ferne zu ihrem Beystande herbey

eilen sahen, sie sogleich auseinander liefen, und meine Freundin fahren ließen. Dieses gute Mädchen wurde vor einigen Jahren eine glückliche Gattin — und Mutter.

Ich habe Ihnen, meine innigst geliebte Adelheid, bloß darum diese Anekdoten meiner Kindheit erzählt, weil sie über meine Gemüthsart das unzweydeutigste Licht werfen. Das menschliche Herz liegt nie offener da, als in den Jahren der unbefangenen, und von aller Verstellungskunst entfernten Kindheit. Daraus erhellet klar, daß ich von Natur einen sehr lebhaften Sinn für weibliche Schönheit und Anmuth habe, indem sich derselbe schon in den Jahren der Kindheit so stark, und zugleich so richtig äußerte. Daraus werden Sie den Schluß machen, daß, nachdem ich mich entschlossen hatte, mich, von den Klauen des Mönchsthumes frey, in jedem Falle einem Mädchen in die Arme zu werfen, mein erster Gedanke auf ein schönes Mädchen gerichtet

gewesen sey. Sie haben freylich insofern Recht, als mich körperliche Schönheit, mit Tugend vermählt, weit mehr fesselt, als Tugend in einer der Natur mißlungenen Aussenform. Die Identität des Wesens und der Form ist mir das Bild des Göttlichen, das mich zur Anbethung hinreißt. Sie haben ferner insofern Recht, als Sie, bey meiner Rückkehr aus dem Pestland des Pfaffenthums in das Paradies der Humanität, das erste Mädchen waren, das ich kennen lernte, und bey welchem die Schönheit des Geistes mit der Schönheit des Körpers wetteifert, und in Eins verschmolzen ist. Sie waren bey meiner Geistesregeneration das erste Mädchen, auf welches alle meine Herzenswünsche gerichtet waren. Aber wenn Adelheid aus irgend einem Grunde mir ihre Hand nicht geben könnte, so war beschlossen, nicht gerade auf ein schönes, sondern vorzüglich auf ein gutes Mädchen, wenn sie nur nicht häßlich wäre, Jagd zu machen. Die Erfahrung lehrt nämlich,

daß mit körperlicher Schönheit nur selten Tugend und Rechtschaffenheit, und überhaupt solche Eigenschaften des Geistes verbunden sind, die einen vernünftigen Mann einnehmen, und dauernd fesseln, und daher zu einer glücklichen Ehe weit mehr beytragen, als alle noch so bezaubernde Reize des Körpers. Die Erfahrung lehrt, daß gerade die schönsten Mädchen, besonders unter den gebildeten Ständen, sehr oft die verzogensten, eitelsten, übellaunigsten, verzärtelsten, zu allen Arten des Luxus geneigtesten, nicht selten ausschweifigsten, und daher zum häuslichen Glück unfähigsten Geschöpfe sind, die sich höchstens nur für solche Männer noch einigermaßen schicken, welche Einkünfte, Lust und Muse genug haben, alle thörigten Begierden solcher Damen zu befriedigen, und den ganzen Tag darauf zu sinnen, ihnen immer neue Zeitvertreibe und Belustigungen zu verschaffen; keinesweges aber für Männer, die ihren Lebensunterhalt aus keinen andern Quellen schöpfen

können, als aus solchen, die sie sich selbst durch tägliche Mühe und Arbeit graben müssen. Auch die besten unter ihnen haben gewöhnlich noch so viele erkünstelte Bedürfnisse, daß ein solcher Mann selten im Stande ist, dieselben sämmtlich, ohne Zerrüttung des Hauswesens, zu befriedigen. Aus diesen Gründen also habe ich gleich anfangs, als ich mich entschloß, statt der Mönchsbande mich an die Bande der heiligen Ehe zu fesseln, falls meine Hoffnung auf Adelheid scheitern sollte, auf ein vorzüglich schönes Mädchen, als meine künftige Gattin, Verzicht geleistet, und nur meine Rechnung auf ein Mädchen gemacht, das zwischen schönen und häßlichen in der Mitte stünde, nicht zwar, als wenn mein Gefühl für weibliche Schönheit nicht laut gesprochen hätte, sondern weil ich es für sehr schwer hielt, außer Adelheid ein Mädchen zur Gattin zu finden, das eben so schön, als tugendhaft, und eben so tugendhaft, als schön wäre, und ganz zu meiner

künftigen Laufbahn paßte. Schönheit des Körpers blieb mir immer schätzbar, aber sie ward mit Recht untergeordnet einer tugendhaften Seele, die mir über alles galt.

Ich traute mir wohl zu, mit einem Mädchen, zwar nur von einer mittelmäßigen Schönheit des Körpers, aber von ausgezeichneter Tugend, und Stimmung zum häuslichen Glück, recht vergnügt leben zu können; weil die Eigenschaften des Geistes in einem Frauenzimmer, die vorzüglich zur weiblichen Bestimmung, als Gattin, als Mutter, als Hausfrau, als Gesellschafterin gehören, einen vernünftigen Mann für immer zu fesseln fähig sind: aber mit dem schönsten, weiblichen Teufelchen glücklich zu leben, dazu glaube ich gehöre mehr, als die sogenannte sakramentalische Gnade, welche die Pfaffen bey der Trauung mitzutheilen wähnen, vermag. Was hilft, dacht' ich, der schönste Busen, unter welchem ein böses Herz schlägt? Kein vernünftiger

Mann wird da Erquickung finden. Was hilft ein Engelgesicht, das nur eine Maske für die Satansgestalt der Seele ist? Wer sollte Lust haben, die schönste Purpurlippe zu küssen, die von tödlichem Gifte triefet? wer eine in Engelgestalt travestirte Schlange zu umarmen? Nur die Tugend hat eine Schönheit, die nie werwelkt; nur sie gewährt den Rosen und Lilien auf der weiblichen Wange die Reize, die jeden rechtschaffenen Mann zur Bewunderung, Verehrung und Liebe hinreißen, so wie selbst die Tugend wieder durch körperliche Schönheit einen neuen Glanz erhält, und in göttlicher Gestalt erscheint. Tugend unter einer schönen Hülle ist mir ein kostbarer Edelgestein, durch eine Meisterhand in Gold gefaßt. Es ist daher ein Beweis des guten Geschmackes der Griechen, daß sie ihre wohlthätigsten Gottheiten in der schönsten Form weiblicher Schönheit darstellten. O wie oft schmachtete im stillen mein Herz nach einer solchen nicht todten, sondern lebendigen Gottheit,

die meine unzertrennliche Gefährtin auf den verworrenen Pfaden dieses Lebens, der Gegenstand meiner zärtlichsten Liebe, und der Mittelpunkt aller meiner Wünsche und Bestrebungen seyn möchte! Aber ach! versagt dir Adelheid ihre Hand, dachte ich, so ist ein solches weibliches Geschöpf für dich nicht zu finden. Solltest du auch hie und da ein solches Herzensmädchen entdecken, so ist es vielleicht schon von andern erobert, wenn du glaubst, die Vorposten ihres Herzens besiegt, und die äußersten Schanzen eingenommen zu haben. Aber wie glücklich bin ich nun, da mir Adelheid ihre Hand zugesichert hat; — Adelheid, wodurch mein Sinn für körperliche Schönheit eben so vollkommen, als der für Tugend in aller Rücksicht befriedigt wird; — Adelheid, ein Mädchen, von dem ich nicht weiß, ob Körper, oder Seele schöner ist — eine Ungewißheit, die ich vielleicht nie zu lösen im Stande seyn werde. Göttliche Identität des Wesens und der Form,

du bist der wahre Charakter meiner Adelheid; die unversiegbare Quelle meines höchsten Glückes in ihr und durch sie!

So eben läßt mich Herr Hofrath Weise bitten, auf das Land zu einem Verunglückten zu gehen, der einen gefährlichen Fall gethan hat, und Hülfe sucht. Herr Hofrath Weise ist krank, und kann daher die Kur nicht selbst übernehmen. Ich lege daher sogleich die Feder nieder, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich mich bestrebe, Ihrem feyerlichen, unlängst bey der Krönungsfeyer an mich gethanen Aufruf zu folgen, dem Aufruf, bey jeder Gelegenheit mich als Menschenfreund zu beweisen. In meinem nächsten Briefe will ich den Faden wieder da anknüpfen, wo ich ihn fallen ließ.

Siebenzehnter Brief.

Ich habe Ihnen versprochen, theuerste Freundin, im meinem nächsten Briefe das Ideal, das ich mir von meiner künftigen Gattin entworfen hatte, weiter auseinander zu setzen. Ich gehe sogleich an die Erfüllung dieses Versprechens.

Die andere Eigenschaft, die ich von meiner künftigen Gattin foderte, war ein gewisser Grad von Geisteskultur, unter dessen erfrischendem Schatten ich zu den be-

stimmten Erhohlungsstunden, und besonders Abends, nach überstandener Hitze und Last des Tages behaglich ruhen, und erquickt werden könnte. Diese Foderung war ebenfalls strenger und unnachläßlicher, als der Wunsch, der Körperschönheit betraf. Aber diese Eigenschaft hat wieder in meinem Sinne so verschiedene, ganz besondere und seltsame Bestimmungen, daß man sie höchst selten in einem weiblichen Geschöpfe antrifft. Die meisten Weiber, die auf Geisteskultur Anspruch machen, wollen gelehrt seyn; und ich hasse nichts mehr, als ein Frauenzimmer, das Gelehrtheit affektirt. Ich weiß nur gar zu wohl, wie weit der weibliche Verstand reicht, wenn es eigentlich auf tiefere Untersuchungen im Betreff irgend eines wissenschaftlichen Gegenstandes, und auf die Entdeckung und Darstellung der ersten Erkenntnißgründe des menschlichen Wissens ankommt. Die Damen haben zwar vortreffliche Anlagen zu gewissen Kenntnissen, die zu ihrer Be-

stimmung gehören, und in dem Kreise der täglichen Erfahrung liegen; sie haben ein sehr feines Gefühl für alles, was in physischer, oder moralischer Rücksicht schön ist, für Wohlstand, Schicklichkeit, gute Lebensart, u. s. w. Diese Naturanlage für allerhand nützliche Kenntnisse, und Kunstfertigkeiten; dieser Sinn für das Gute und Schöne aller Art kann und soll noch mehr ausgebildet werden. Das kann unter andern auch durch eine bescheidene Lektüre geschehen.

Ein Frauenzimmer, das alles das weiß, was zu ihrer Bestimmung als Weib, als Gattin, als Mutter, als Führerin des Hauswesens gehört, und noch dazu einen gesunden Verstand, und offenes Herz für alle die Wahrheiten hat, die zur gemeinen Lebensweisheit und zur bessern Erfüllung unserer Berufspflichten gehören, — ein solches Frauenzimmer wird auf die Hochschätzung eines jeden guten, und vernünfti-

gen Mannes Anspruch machen können. Mit einem solchen Weibe wird sich auch der gelehrteste Mann auf die angenehmste Art stundenweise unterhalten können. Er wird selbst von tiefer liegenden Kenntnissen mit ihr sprechen können, wenn er nur die Gabe der Popularität im Vortrage hat. Aber eine Dame, die ihre höchste Bestimmung in Gelehrtheit setzt, und daher schlechthin gelehrt seyn will; die mit Vernachlässigung ihrer Berufsgeschäfte immer über Büchern liegt; die in das Gebirt des männlichen Tiefsinnes eindringen zu können wähnt, und diesem Zweck alles übrige subordinirt — ein solches weibliches Geschöpf ist das widerlichste, unnatürlichste, verstimmteste von der Welt. Wenn der Mann ihren wunderlichen Grillen, und verkehrten Vorstellungen über Dinge, die sie nicht fassen kann, oder wenigstens nicht gefaßt hat, nicht immer huldigt, so wird das als Beleidigung angesehen, als wenn man auf ihren gesunden Verstand ein Mißtrauen setzte. Und

welcher Mann kann es aushalten, die thörigsten Mißgeburten des Geistes, womit seine Frau immer schwanger geht, und wovon sie täglich entbunden wird, als ächte Kinder der Wahrheit anzusehen? Zudem wird weibliche Gelehrtheit gewöhnlich durch eine die Sinnlichkeit aufregende, immer in widernatürlicher Spannung haltende Lektüre und durch den Verlust der schätzbarsten weiblichen Tugenden erhalten. Daß dabey dennoch alles bloß oberflächlich ist; daß alle Begriffe verwirrt durch einander laufen, sobald die weibliche Eitelkeit sich an die höhere Erkenntnißart wagt, und in die ersten Gründe des Wissens eindringen will, das wissen alle gründlich gelehrte Männer, die mit dergleichen weiblichen Gelehrtheitsgespenstern Umgang gepflogen haben. Was dergleichen Weiber bey soliden Männern gewinnen, besteht darin, daß sie im Herzen verlacht, und verachtet werden.

Ich wünschte mir daher nie ein gelehrtes Weib, sondern ein Weib von einem gesunden, und bis zu einem ihrer Bestimmung angemessenen Grad ausgebildeten Verstande. Diese Ausbildung des Verstandes bey dem Weibe geschiehet nicht durch allerley Leserey, sondern durch eigne Beobachtung, durch Erfahrung, durch Umgang mit guten, lichtvollen Menschen, durch ein geschäftiges Leben innerhalb der Sphäre der weiblichen Bestimmung. Daß eine bescheidene Lekture vieles zu Bildung des weiblichen Charakters, so wie er seyn soll, beytragen kann, und daher zu empfehlen ist, läugne ich keinesweges. Ich nenne aber in Rücksicht auf das weibliche Geschlecht die Lektüre bescheiden, wenn sie ohne Vernachlässigung der Berufspflichten geschieht; zweytens, wenn das Frauenzimmer nur in der Absicht lieset, um sich zur Erreichung ihrer Bestimmung als Gattin, Mutter, Haushälterin, Freundin desto fähiger und geschickter zu machen, und

nicht sowohl durch Wissen, als durch gute, eines braven Weibes würdige Handlungen zu glänzen. Aber wie selten ist diese Eigenschaft unter Mädchen aus höheren Ständen? Was nützt einem arbeitsamen Manne ein schnippiges, nasenweises Weib, das über Philosophie, über die Theorie der Dichtkunst, der Musik, der Mahlerey, Bildhauerey, und tausend anderer Dinge, die nicht gerade in ihr Fach gehören, mit Diktatorton abzusprechen wagt, und ihre Orakelsprüche angebethet wissen will; aber dabey die häuslichen Geschäfte, die einem Weibe zustehen, entweder garnicht verstehet, oder die Lust dazu bey lauter Bücherlesen verliert, und daher ihre eigentlichen Berufspflichten versäumet? —

Wie glücklich bin ich auch in dieser Rücksicht! Meine Adelheid ist mit einem so ausgebildeten Verstande ausgerüstet, daß ich mich immer auf die Erhohlungsstunden freuen darf, die ich nach anstren-

genden Geistesarbeiten an ihrer Seite zuzubringen das Glück haben werde. Man merkt es aus allen ihren mündlichen und schriftlichen Aeußerungen, daß sie für alles Sinn hat, wofür ein braves Weib Sinn haben soll; daß ihre Kenntnisse mehr aus eigner Beobachtung, und aus Umgang mit guten, erleuchteten Menschen entsprungen sind, als aus der unsinnigen Lesesucht der Weiber, die zum größten Unglück des ehelichen Glückes heut zu Tage herrscht. Man merkt's ihr an, daß sie gelesen hat, aber nie lesesüchtig war. Die zarten Saiten der Empfindungen ihres Herzens sind durch die unselige Lesesucht der bloß auf Empfindeley abzweckenden Romane noch nicht verstimmt. Man darf nur einen Ton angeben, mit dem ein gutes, und gebildetes Weib sympathisiren kann, und Adelheids Herz wird den natürlichsten, angenehmsten Wohlklang von sich geben. Sie empfindet lebhaft, aber sie em-

pfindelt nicht. Sie weiß alles, was ein braves, nützliches Weib zur Führung des Hauswesens bedarf; sie hat sogar einen recht gebildeten Geschmack für manche Kenntnisse, die über die weibliche Oekonomie, insofern diese bloß mechanisch getrieben wird, erhaben sind, und die sich auch im Kreise der Gelehrten schätzbar machen; aber die Tendenz dieser Kenntnisse ist nur auf die Sphäre der weiblichen Bestimmung gerichtet. Sie sind ihr nur Mittel zum Zweck. Adelheid weiß, ohne zu wissen, oder durch Wissen zu prahlen, sondern nur um zu nützen, und zu beglücken. Die Strahlen ihres Verstandes sind, wie die Strahlen der aufgehenden Sonne, die erleuchtet, und alles um sich her beseligt, ohne daß sie es weiß. Adelheid will nicht wissen, was sie nicht wissen soll; und was sie wirklich weiß, das scheint sie nicht zu wissen.

Die dritte Eigenschaft, die ich von meiner künftigen Gattin foderte, betrift nicht bloß alle die Kenntnisse, und Kunstfertigkeiten, die zur Bestimmung eines guten Weibes gehören; sondern auch die herrschende Stimmung, von denselben bey jeder sich im Hause darbietenden Gelegenheit wirklich Gebrauch zu machen, und so viel zum Besten der häuslichen Wohlfarth beyzutragen, als möglich ist. Wie viele Weiber giebt es, die, wenn sie auch mit den zu ihrer Bestimmung nöthigen Kenntnissen ausgerüstet sind, dennoch nichts besorgen, als die Angelegenheiten ihrer Nachttische, und ihres Putzes? Ich wurde vor kurzem zu einem Edelmann auf Mittag geladen. Ich kam; der Edelmann empfieng mich sehr höflich, und führte mich dann zu seiner Frau, als ich den Wunsch äußerte, ihr meine Aufwartung zu machen. Ich fand sie auf dem Soffa sitzend, sehr geschmackvoll angekleidet. Ich machte ihr mein Kompliment, und unterhielt mich einige Zeit mit

ihr. Der Edelmann zeigte mir dann die Einrichtung seines Schlosses, und was noch sonst merkwürdiges außer demselben zu sehen war. Als ich mit ihm wieder in das Schloß zurück kam, sah ich von ungefähr seine Frau in einem ganz andern Anzuge, als vorher. Sie hatte eine Art von Schlafrock, dessen sich Männer bedienen, von leinenem Zeug um sich geworfen, nur mit dem Unterschiede, daß alles fester zusammen hieng. In diesem Uebergewande legte sie selbst Hand an bey allen häuslichen Geschäften, die sich für eine Hausfrau schicken. Sie war in der Küche und in dem Keller zu Hause. Als sie in diesem Anzuge meiner gewahr wurde, wollte sie fliehen; aber ich hielt sie durch meinen Zuruf zurück. Ich sagte ihr nämlich: „Fliehen Sie nicht, gnädige Frau! Gönnen Sie mir das Vergnügen, Sie in der Erfüllung Ihrer Berufsgeschäfte zu sehen, deren sich die meisten Damen Ihres Standes schämen.“ Ich näherte mich ihr, und küßte

ihr ehrfurchtsvoll die Hand, mit dem Beysatze: „Als ich Sie auf dem Soffa erblickte, hielt ich Sie bloß für eine Edle der Geburt nach; nun sehe ich aber, daß Sie edel sind durch weibliches Verdienst.“

Wie schätzbar ist mir auch in dieser Hinsicht meine theuerste Adelheid! Wie glücklich bin ich durch sie! Sie versteht nicht nur alle häuslichen Arbeiten; sondern sie findet auch ihr Vergnügen daran. Sie würde unglücklich werden, wenn man sie aus diesem so würdigen Wirkungskreise reißen wollte; wenn sie, nach dem Beyspiele so vieler anderer Damen, ihre Lebenstage in einem geschäftigen Müssiggang hintändeln sollte. Wie glücklich können wir einst seyn! Wir haben beyde keine lange Weile zu besorgen, welche müßige, und vereitelte Menschen beyderley Geschlechts foltert, und ihnen allen Geschmack zu einem froheren Lebensgenuß benimmt. Meine Adelheid wird als eine geschäftige Haus-

mutter immer etwas Nützliches zu thun finden; und ich werde mich theils mit Besuchung und Pflege der leidenden Menschheit, theils mit gelehrten Arbeiten beschäftigen, und nicht nöthig haben, die langsamen Pulsschläge der nur für Müssiggänger langen und lästigen Zeit zu zählen. In den bestimmten Erhohlungsstunden kommen wir dann zusammen, und genießen einander um so froher, je lebhafter das Bedürfniß, einander zu sehen, zu sprechen, und zu genießen, geworden; je süßer die Ruhe nach der Arbeit ist. Dann will ich meine Adelheid in meine Arme schließen, und ihr erzählen, was ich für sie den Tag hindurch gearbeitet habe. Ein Kuß ihrer Purpurlippen, ein Lächeln ihres Engelmundes wird mir dann der schätzbarste Taglohn seyn, den ich hoffen kann. Auch sie wird mir sagen, was sie zum Besten des Hauses gewirkt hat; und ich werde wissen, ihr etwas angenehmeres, als klingende Münze, zur Belohnung zu geben. So werden Tage,

Wochen, Monate, Jahre dahin fliegen, ohne daß wir je durch lange Weile geplagt werden. Wie ein Quellenbach, der sich durch blumigte Auen schlängelt, und nie stille steht, um seinen Segen immer weiter zu verbreiten, wird unser Leben in eben so froher, als gemeinnützigen Geschäftigkeit dahin fließen.

Die vierte Eigenschaft, die ich von Seiten meiner künftigen Gattin erwartete, ist die edle Verläugnung einer thörigten, und verderblichen Modesucht. Wie oft sind die Moden so widerlich, daß sie die weibliche Schönheit mehr in Schatten stellen, als erheben. Was einmal den Menschen schön kleidet, kann nicht auf einmal seinen Werth verlieren. Es giebt Formen, wodurch die Schönheit immer gewinnt, so wie es Gedichte giebt, die immer schön bleiben, weil in denselben die ewige, unwandelbare Schönheit der Natur ausgedrückt ist. Wahre Schönheit leidet keine Ziererey; je ein-

facher das Gewand ist, das sie umflattert, desto mehr gefällt sie. Wahre Schönheit will nicht schön scheinen; sondern sich in ungekünstelter Natur zeigen; die Kunst muß mit der Natur identisch werden, wenn sie derselben zum passenden Gewand dienen soll. Die Schönheit will sogar nicht einmal das Ansehen haben, daß sie ihre Reize kenne, und absichtlich zur Schau ausstelle; sondern sie pflegt am meisten zu gefallen durch eine scheinbare Unwissenheit, daß sie schön ist. Die Dame, die sich immer in neuen Formen, welche die Modesucht erfunden hat, zeigt, erreget bey jedem vernünftigen Manne den Verdacht, daß sie für ihre Schönheit zu viel eingenommen sey, und absichtlich darauf aufmerksam machen wolle. Und diese Affektation, durch Schönheit zu blenden, macht sie bey soliden, und vernünftigen Männern verächtlich und lächerlich. Die modesüchtigen Schönen verstehen daher ihren Vortheil am allerwenigsten; sie mißfallen, weil sie die Absicht, zu gefallen,

zu deutlich verrathen. Sie würden gefallen, wenn sie nicht zu gefallen affektirten; man würde ihnen Weihrauch streuen, wenn sie ihn nicht selbst foderten; sie würden Männerherzen fesseln, wenn sie nicht mit den Fesseln zu viel Geräusch machten. Der männliche Trotz behauptet auch hier seine Rechte; er sträubt sich gegen jede Art von Sklaverey, die ihm zugemuthet wird; er liebt nur Fesseln, in die er sich selbst zu werfen glaubt. — Ich habe von Ihnen, Theuerste, nicht zu befürchten, daß ich so verstanden werde, als wenn ich ein Feind einer vernünftigen Mode wäre. Veränderung, Abwechselung mit Formen ist ein Gesetz, das die Natur selbst aufstellt, und durch dessen Beobachtung sie ihre Schönheit behauptet. Ich liebe daher alles, was ein schönes Weib wirklich schmücket. Daher soll sich auch meine künftige Gattin durch einen unsern Vermögungsumständen verhältnißmäßigen Kleiderschmuck auszeichnen; sie soll glänzen, aber nur den Gesetzen

der Natur getreu, und nicht nach den immer abwechselnden, die schöne Natur verläugnenden, das häusliche Glück zerstörenden Grillen der Mode.

Meine Adelheid verräth auch in diesem Stücke einen vortreflichen Geschmack. Sie ist schön; aber sie scheint es nicht zu wissen. Sie weiß ihre Körperreize mehr dadurch ins Licht zu stellen, daß sie die Kunst mit der Natur vereinigt, als daß sie dieselben durch eitle Ziererey zur Schau auszustellen strebt. Sie hat die wirklich schönen, und körperliche Schönheit erhebenden Moden aus dem Buche der Natur, und aus keinem Modejournal gelernt. Sie weiß, wie die Mutter Natur, aus allem alles zu machen, und das Veraltete aus dem Grabe der Vergessenheit zum neuen, verjüngten, verherrlichten Leben zu erwecken. Aus wenigen Stoffen gehet eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit der Formen durch ihre schöpferische Hand hervor.

Die fünfte Eigenschaft, die in Rücksicht auf meine künftige Gattin der Gegenstand meines innigsten Wunsches war, besteht in dem Geschmack an einem stillen, eingezogenen Leben, an häuslicher Glückseligkeit. Dieser edle Sinn eines Weibes schließt die Freuden des gesellschaftlichen Lebens außerhalb des Bezirkes des eigenen Hauses gar nicht aus. Ein gutes Weib haschet nur nicht darnach, sondern bedient sich derselben als eines sehr wirsamen Mittels zur nöthigen Erhohlung von häuslichen Geschäften. Es ist mit dem Gebrauche dieses Mittels beschaffen, wie mit andern, z. B. mit dem Spazierengehen bey heiterer Witterung, um die Annehmlichkeiten der Natur zu genießen. Wer immer spazieren gehen will, und unwillig wird, wenn er wegen obliegender Geschäfte, oder wegen schlechten Wetters nicht spazieren gehen kann, der zeigt, daß er ein Müssiggänger ist. Auch wird der unmäßige Gebrauch irgend eines Mittels zum Vergnügen für den Thoren alle

seine Reize verlieren. Jeder Mensch ist Müssiggänger, dessen ganzer Sinn nach immer abwechselnden Gesellschaften gerichtet ist. Ich hasse nichts mehr, als Trübsinn, und Einsiedeley. Nur unter Menschen werden wir Menschen, und freuen uns, es zu seyn. Auch in dem Falle, wo wir der Gesellschaft nicht bedürfen, sondern durch unsere häuslichen Geschäfte ganz zufrieden gestellt werden, bleibt es Pflicht für uns, in den Kreis anderer Menschen zu gewissen Zeiten zu treten, um auch unsern Tribut zum gesellschaftlichen Leben, und zum Besten der großen Menschenfamilie, wovon wir Glieder sind, beyzutragen. Aber immer außer sich, und nie in sich leben; den Sinn für häusliche Glückseligkeit durch das ununterbrochene Geräusch der Welt gänzlich abstumpfen; mit Vernachlässigung seiner Berufspflichten den Gesellschaften nachjagen, ist Thorheit und Sünde.

Wie viel gewinn ich auch in dieser Rücksicht durch Adelheid, die von Jugend

auf zur häuslichen Geschäftigkeit, zu einem stillen, eingezogenen Leben gewöhnt, ihren höchsten Werth in durchgängiger Rechtschaffenheit, in Erfüllung ihrer Berufspflichten setzt; deren Herz ganz gestimmt ist zu dem edlen Genuß stiller, reiner Freuden, deren Quelle in dem Schoose des häuslichen Lebens rauschet; die zwar menschenfreundlich und gesellschaftlich ist, aber mehr Vergnügen findet in den engeren Kreisen auserlesener Freunde und Freundinnen, als in den geräuschvollen Sammelplätzen der großen, in Verwirrung durch einander laufenden Welt.

O meine Theuerste! mit Eckel habe ich schon oft mein Auge abgewendet von den Verderbnissen der höheren Stände, um mich mit dem Anblicke derjenigen Menschenklasse, die in ländlichen Hütten wohnend, und tausend erkünstelte Bedürfnisse nicht kennend, bey allem Mangel an Kultur, worauf die Menschen aus höheren Ständen stolz sind,

noch die unverdorbenste und glücklichste ist. Ja hier findet man noch Menschen, vom Lasterhauch unentweiht. Gleich der jungen, frischen Rose, die sich eben an einem heitern Frühlingsmorgen aufgeschlossen hat, glänzt sie hier noch in ländlichen Hütten die unverdorbene Tugend — diese Himmelstochter, diese Beglückerin der Sterblichen in ihrer natürlichen, sittsamen Schönheit, und entzückt durch ihren bezaubernden Anblick den weisen, aufmerksamen Tugendfreund, der diese Göttin in geräuschvollen Städten, in glänzenden Palästen, in den Gesellschaften der galanten, abgeschliffenen Welt oft vergebens gesucht hat. Hier wüthet noch nicht das tödliche Gift, wodurch eine höchst ausschweifende Wollust so viele Menschen, die sich dem Müssiggange ergeben, ansteckt, ganze Generationen verderbt, alle Kräfte und Säfte verzehrt, Verstand und Herz verpestet, und den Körper mit Krankheiten und Uebeln übersäet, deren Anblick schon Schaudern erregt. Hier sieht man noch

nicht so häufig Jünglinge und Mädchen, die vor Kurzem noch ein so munteres, so blühendes Ansehen hatten, wie lebendige Todtenschatten, wie halb verwesene Leichnahme umherschleichen, die von dem giftigen Stachel einer schwelgenden, widernatürlichen Wollust entnervt, wie junge Pflanzen vom Wurme zernagt, und abgeknickt, in der Blüthe ihrer Jahre, in den Tagen der Freude, mit eingesenktem Haupte dahin welken. Hier ist es den Künsten der Ueppigkeit, der Schwelgerey, und der sogenannten feinen Lebensart noch nicht gelungen, ihre Buden aufzuschlagen, durch tausend glänzende Blendwerke, und erkünstelte Reize die Menge herbeyzulocken, und ihre verpesteten Waaren in Ansehen und Kredit zu bringen. Es ist ihnen noch nicht gelungen, alle Wege und Gegenden mit Anstößen und Schlingen zu besetzen, und sich aller Zugänge der Herzen unverdorbener Menschen zu bemeistern, um ihnen ihr süßes Gift einzuflößen, um Tugend und Unschuld

zu töden, und Vernunft und Gewissen unter das drückende Sklavenjoch schändlicher Begierden zu beugen. Es ist ihnen noch nicht gelungen, das heilige Band der Ehe zu zerreißen, eheliche Treue als Schwäche eines abergläubischen Geistes zu brandmarken, und ein wüstes Leben, und die flatterhafte, thierische Befriedigung des heiligsten Naturtriebes als eine Art von Geistesgröße zu adeln, und überhaupt dem Laster durch künstliche Schminke die Reize der Tugend zu leihen, und auf diese Art Sittsamkeit, Unschuld und Tugend aus den gesellschaftlichen Zirkeln der Menschen zu verscheuchen. Hier werden noch nicht Gespräche zum herrschenden Tone gemacht, welche das Zartgefühl der Schamhaftigkeit verletzen, schlüpfrige, unreine Bilder vor die Einbildungskraft führen, und thierische Begierden entflammen. Hier ergötzt man sich noch nicht mit der Lesung solcher Schriften, die voll sind von den Ausgüssen einer unlauteren, von den Fesseln der Vernunft losgerissenen

Phantasie, ganz dazu gemacht, Leib und Seele zu vergiften; Schriften, die das Gebiet der höheren Stände, gleich einer Sündfluth, überschwemmt haben. Hier kennt man noch nicht die tausenderley Genussesarten, wodurch der Mensch dem Geist und Körper nach verstimmt, geschwächt, entnervt, und so empfindlich gemacht wird, daß er keinem lebhafteren Eindruck, keinem stärkeren Stoß und Reize der äußern Dinge zu widerstehen vermag; daß er folglich zu einem Sklaven der Sinnlichkeit in allen ihren Zweigen, zum Sklaven des Zufalls, der Gewohnheit der Mode, des Beyspieles, des Ansehens — herabsinkt; zu jeder Anstrengung, zu jedem ernsthafteren Geschäfte, zu jeder mit einiger Selbstverläugnung verknüpften Pflichterfüllung untauglich, selbst von jeder Laune der Witterung abhängt, und immer einen kränkelnden, schwachen, siechen Körper mit sich herumschleppt. Hier ist Wahrheitsliebe, Redlichkeit, Offenherzig-

keit, Freundschaft, Treu und Glauben noch nicht durch die Herrschaft der Lüge, der Verstellung, der Arglist, der Ränke, des Betrugs verdrängt. Hier wird noch durchgängige Berufstreu und ein arbeitsames gemeinnütziges Leben, als die sicherste Stütze der Tugend und Glückseligkeit, in Ehren gehalten. Hier sucht man noch keinen Ruhm darin, seinen Witz zu dem Ende zu schärfen, um die wichtigsten und wohlthätigsten Wahrheiten lächerlich zu machen, und als Erfindungen des Pfaffenthumes und der Politik zu verschreyen — Wahrheiten, ohne welche weder Tugend, noch Glückseligkeit statt haben kann.

Ich will durch diese Schilderung nicht zu verstehen geben, als wenn unter den höheren Ständen alle Tugend, und Rechtschaffenheit verschwunden wäre. Nein, auch unter diesen giebt es Menschen, die durch ein thätiges, gemeinnütziges Leben die Reize des Lasters besiegen, der Tugend huldi-

gen, und das Wohl der Menschheit aus allen Kräften zu befördern suchen, und die desto verehrungswürdiger sind, je mannigfaltiger und heftiger die Versuchungen zum Bösen sind, die sie in ihrem Stande antreffen. Auch will ich den Zustand der Kultur, auf den sich die Menschheit nach und nach erhebt, nicht überhaupt herabsetzen, oder dem der Rohheit eine Lobrede halten. Aber das behaupte ich, daß die Kultur der Sinnlichkeit, der ein klügelnder Verstand dienet, und die nicht zugleich durch die Vernunftkultur an die göttlichen Fesseln der Sittlichkeit gebunden, und zu lauter Zwecken benützt wird, die des Beyfalls aller vernünftigen Wesen würdig, einzig wahre Glückseligkeit gewähren, weit fruchtbarer an Uebeln, wodurch die Menschheit entehrt, ihrem Verderben zueilt, ist, als ein Zustand der Einfalt, und des Mangels an Kultur in verschiedener Rücksicht. Der Verstand, ausgerüstet mit einer ausgezeichneten Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, und der Leitung

der Vernunft, die das Mannigfaltige auf absolute Einheit, wodurch die Würde der Menschheit einzig sicher gestellt wird, bringt, sich entziehend, wird weit mehr Böses zu stiften im Stande seyn, und, den Leidenschaften frohnend, auch wirklich stiften, als der Verstand, der nur mit der Erkenntniß des Unentbehrlichen versehen, tausend erkünstelte Bedürfnisse nicht kennt. Die Geschichte aller Nationen zeigt, daß gerade zur Zeit, als die höchste Stuffe der bloßen Verstandeskultur erreicht war, die Verderbnisse von allen Seiten her einbrachen, und dieselben verschlangen. Nur wenn die Verstandeskultur immer gleichen Schritt hält mit der Ausbildung des Sinnes für Moralität, der eigentlich nur der Vernunft zukommt, wird sie für die Menschheit äußerst wohlthätig. Die Vernunft kann des Verstandes nicht entbehren, und der Verstand der Vernunft nicht. Der Verstand stellt das dar, was wirklich ist; die Vernunft das, was seyn soll. Wenn der

Mensch seine hohe Bestimmung erreichen soll, so muß das Mannigfaltige Einheit, und die Einheit mannigfaltig werden. In unserm Erkennen und Handeln muß ein absoluter Organismus herrschen, wo alles Eins, und Eins alles ist. Nur so wird der Mensch mit sich selbst, mit der ganzen Menschheit, und Natur harmonisch. Und die Hervorbringung dieser Harmonie ist seine Bestimmung; ist Seligkeit. Diese Harmonie ist nur unter der Bedingung möglich, daß der Verstand mit der Vernunft in Einheit verschmilzt, oder daß der Verstand sich als vernünftig, und die Vernunft sich als verständig darstellt. Der Verstand soll ausgebildet werden durch eine ins Unendliche fortsteigende Mannigfaltigkeit von Kenntnissen; aber diese soll in Gesinnungen und Handlungen das göttliche Gesetz der absoluten Einheit ausdrücken, so daß der Mensch alles das fliehet und verabscheuet, wodurch Widerspruch, oder Disharmonie in seinen Charakter kommt. Weder

Unwissenheit, noch Vielwisserey ist die Bestimmung des Menschen; sondern immer wachsende Fülle an Kenntnissen, und Handlungen, organisirt durch absolute Einheit, durch das Gesetz dessen, was schlechthin seyn soll. Aber was schlechthin seyn soll, besteht darin, daß sich der Mensch keines Widerspruches schuldig mache. Das ist das Eine Vernunftgesetz, wodurch er seine Würde auf dem Wege zur Unendlichkeit, d. h. bey dem Streben, immer mehr zu erkennen, zu wirken, und zu genießen, einzig behaupten kann. Die Vernunftkultur gewähret einzig den göttlichen Charakter, der sowohl auf der höchsten Stuffe der Verstandeskultur, als auch in dem Zustand der eingebildeten, noch gleichsam an den Brüsten der Natur hangenden Einfalt immerwährend, obgleich im ersten Falle noch mehr, als in dem zweyten, gefährdet wird. Wir können zur wahren Natureinfalt nur gelangen, nicht durch Mangel, sondern durch unendliche Fülle an Kraft, die in der Ver-

nunft, nicht insofern sie als bloßer Instinkt, sondern mit deutlicher Selbsterkenntniß, wodurch dem Instinkte Augen eingesetzt werden, ausgerüstet, wirkt, in ewiger Harmonie strömt. — In meiner Adelheid ist die Vernunftkultur — die lebendige Erkenntniß dessen, was unveränderlich seyn soll, als der Eine absolute Centralpunkt, um den sich alle Veränderungen des Verstandes und Herzens herumdrehen — mit der nöthigen Verstandeskultur auf das innigste vermählt.

Bin ich denn nicht der glücklichste Mann? Werden durch Adelheid nicht meine kühnsten Wünsche alle erreicht? Giebt es eine wahrhaft schätzbare Eigenschaft eines Weibes, die Adelheid nicht im hohen Grade besitzt? Adelheid ist schön ohne Eitelkeit, Stolz und Prätension; sie ist dem Geiste nach harmonisch gebildet, so daß ihr Verstand vernünftig, und ihre Vernunft verständig ist, ohne affektirte Gelehrtheit,

Vielwisserey und Lesesucht; sie ist geschickt in allen weiblichen Arbeiten ohne Prahlerey; sie ist galant ohne Modesucht; menschenfreundlich und gesellig ohne Lüsternheit noch dem Geräusche der Welt, zufrieden mit den reinen und stärkenden Freudenquellen, die in ihrem eignen Herzen, und in dem häuslichen Bezirk für sie fließen.

O meine theuerste Adelheid, wenn ich alle die Damen, die ich je kennen lernte, die Musterung passiren lasse, so finde ich auch unter den besten derselben keine einzige, die so vollkommen in meine künftige Lage paßte, als Adelheid; keine also, die ich an Adelheids Seite stellen, vielweniger ihr vorziehen könnte. Das ist kein Kompliment; es ist die Sprache meines durch deutliche Kenntniß geleiteten Herzens. — Zweymal habe ich in meinem Leben geliebt; einmal als Kind, und einmal als Mann. Und zweymal wurde ich

bey meiner Liebe verwundet. Die kleine Freundin meiner Kindheit verwundete mich am Knie; und Adelheid am Herzen. Jene war so gefällig, die mir gemachte Wunde wieder zu heilen. Sollte Adelheid nicht ein Gleiches thun? Jene heilte mich mit Spitzewegwart, und einem Verband von Leinenzeuge: womit will mich Adelheid heilen? Mit Spitzewegwart? O nein! für meine Wunde ist kein Kraut in der Welt gewachsen. Mein wundes Herz kann nur durch die Person Adelheids selbst, die Balsam und Verband zugleich ist, geheilt werden. Die erste Kur erregte Schmerzen; die zweyte ist die angenehmste von der Welt. Die erste dauerte einige Tage; die zweyte soll in Ewigkeit nicht enden. Die erste ließ eine Narbe zurück; die zweyte vertilgt alle Narben. Bey meiner ersten Liebe stieg ich über den Zaun eines Gartens, und wurde von meinem Mädchen verwundet; bey der zweyten werde ich über den Zaun des Mönchs- und

Pfaffenthumes, das mich schon in seinen Klauen festzuhalten wähnt, steigen müssen, um durch Adelheid immer geheilt und verwundet, verwundet und geheilt zu werden. Ja, über diesen Zaun werde ich zu steigen wissen, wenn er auch noch so hoch aufgeführt, und befestigt wird, und mich durch einen *Salto mortale* in den Ocean des göttlichsten Lebens, das nur in der Liebe ist, stürzen.

N. S. Hier lege ich Ihnen ein Lied, das ich unlängst an die Freundschaft verfertigt habe, bey.

Lied an die Freundschaft.

Du der reinsten Freuden Quelle,
Tochter aus Elisium!
Freundschaft! fließend sanft und helle
In der Menschheit Heiligthum!
Ha! dir sey mein Herz geweiht,
Göttin, für die Ewigkeit.

Nur die edelsten der Seelen —
Die entflammt dein Göttersinn;
Ihnen, wann sich Thoren quälen,
Bist du Freudengeberin.
Stimmst ihr Herz durch Sympathie
Zu der frohsten Harmonie.

Menschenfreundin! Millionen
Knüpft in Eins dein großer Bund;
Menschen von den fernsten Zonen
Auf dem ganzen Erdenrund —
Werden unter sich verwandt,
Brüder durch das Freundschaftsband.

Durch den Sporn der Ehrbegierde
Lenkst du uns zur Tugend hin;
Wirst des Lebens schönste Zierde;

Giebst uns Muth und frohen Sinn;
Leitest uns an Freundes Hand
Uebers Grab zum Vaterland.

Auf dem großen Pracht-Theater
Zeigst du uns den Herrn der Welt,
Gott, als unsern Freund und Vater,
Der das Universum hält:
Nun entzückt uns die Natur;
Jedes Blümchen auf der Flur.

Ueberall strömt unsern Sinnen
Stets verjüngtes Leben zu.
Aus der vollen Schale rinnen
Harmonie und Gottesruh.
Jede Kraft hebt sich empor
In der Freunde Gottes Chor.

Jeder Saft der welken Blüthe
Tränkt unendlich frisches Laub;
Alles, Aushauch ew'ger Güte,
Hebt sich wieder aus dem Staub.
Selbst aus dumpfer Todesgruft
Strömet neue Lebensluft.

Hier wird Perle jede Zähre,
Die vom Aug' des Dulders rinnt:
Jeder Dorn zum Kranz der Ehre,

Den der Held am Ziel gewinnt.
Wahrer Freundschaft winkt der Lohn
Glänzend an der Gottheit Thron.

Du bedeckest unsre Mängel
Liebevoll mit deinem Flor;
Schwache Menschen werden Engel,
Leih'n sie deiner Stimm' ihr Ohr.
Frühlingsmorgen wird die Nacht,
Wo der Freundschaft Sonne lacht.

Heil dem Jüngling, dessen Feuer
Mäßigt deine Zauberhand;
Dem ein weiser Freund ist theuer,
Ihm vom Himmel zugesandt!
Fähig jeder schönen That
Wallt er seinen Blumenpfad.

Heil dem Mädchen, dessen Rosen
Nur für Lieb' und Freundschaft blühn;
Dessen Wangen bey'm Liebkosen
Des Verführers schamroth glühn!
O die Liebe wird gewiß
Oeffnen ihr ein Paradies.

Heil auch mir, daß Freundschaft streuet
Blumen auf den Jugendpfad,
Den ich wandle, und erfreuet

Mich mit Trost und weisem Rath.
Himmelskind! in deinem Schoos
Fand ich oft der Engel Loos.

Jedem Heil, der hier gefunden
Einen wohlgeprüften Freund,
Der ihn tröstet in den Stunden,
Da vor Gram sein Auge weint.
G'wiß der peinlichste Verdruß
Stirbt in ächtem Freundschaftskuß.

O ihr Thoren, die ihr fliehet
Diese holde Trösterin:
Menschenfeinde, die ihr ziehet
In Aegyptens Wüsten hin!
Ach! daß ihr der Menschheit flucht,
Heiligkeit bey Tygern sucht!

Streb' vor allem hier auf Erden
Menschenscheuer Selbsttyrann,
Unter Menschen Mensch zu werden;
Dann schließ dich den Engeln an.
Ueberschnelle Engeley
Ist nur finst're Schwärmerey.

Achzehnter Brief.

Hier schicke ich Ihnen, Herzensmädchen, eine Schachtel voll Trauben, die mir so eben der Mann zum Geschenke gemacht hat, der unlängst einen gefährlichen Fall gethan, und dessen Wunde ich kurirt habe. Ich habe Ihnen in einem Briefe davon Nachricht gegeben, daß ich zu einem Patienten aufs Land gerufen, die Feder für jetzt aus der Hand legen müßte. Dieser Mann ist aus dem Dorfe Traubenheim, und ein armer Winzer. Ich nahm nichts

für meine Kur. Aber der gute Mann, voll Dankbarkeit, wollte doch geben, was er hat. Daher brachte er mir diese Trauben, die er mir annöthigte. Ich sagte ihm nämlich, weil ich wußte, daß er sehr arm ist, er sollte diese Trauben hier verkaufen; oder wenn ich sie doch annehmen sollte, so wollte ichs zwar thun, aber unter einer gewissen Bedingung. Als ich das sagte, reichte ich ihm zugleich ein Stück Geld hin, welches eben die Bedingung war, die ich im Sinne hatte. Aber der edle Mann, in rohe Hülle gekleidet, sagte: „Verwunden Sie mir doch das Herz nicht, nachdem Sie meine Kopfwunde geheilt haben! Traurig würde ich von Ihnen gehen, wenn Sie diesen kleinen Beweis von Dankbarkeit, von der ich gegen Sie ganz durchdrungen bin, nicht annehmen, oder wenn Sie diese Kleinigkeit nur unter der Bedingung der Bezahlung annehmen, und mir die ganze Last der Schuld überlassen wollten. Ich weiß nur gar zu wohl, daß ich ein ar-

mer Mann, und unfähig bin, Ihre mir geleisteten Dienste zu belohnen. Aber, was ich habe, gebe ich mit gutem Herzen. Verschmähen Sie daher diese kleine Gabe nicht, und machen Sie mir meine Armuth durch die Verschmähung dessen, was sie Ihnen zum Opfer bringt, nicht doppelt drückend." Unfähig, diesen Aeußerungen der edelsten Gesinnungen in einem rohen Busen zu widerstehen, nahm ich dieses, durch Herzensgüte geadelte, mir höchst schätzbare Geschenk an, in der Absicht, es sogleich meiner Adelheid zu übersenden.

Nehmen Sie daher, Theuerste, diese Trauben mit derselben Herzensgüte, mit der sie gegeben und angenommen worden sind, selbst an. O möchten sie doch so süß seyn, als ich es wünsche! So süß, als Sie selbst sind, meine Einzige! so süß, als ein Kuß auf Ihre Purpurlippen gedrückt; so süß, als unsere künftige Verbindung seyn

wird, die der Gott der Liebe, wenigstens binnen zwey Jahren, unauflöslich zwischen uns knüpfen wird! — O möchte sie doch schon da seyn die selige Stunde, wo es uns vergönnt seyn wird, fern von allen Fesseln des Zwanges, die uns noch drücken, und der Menge von Anstößen, womit der Mönchsgeist unsern Weg besetzen wird, die süßen Früchte der Liebe zu pflücken, und zu schmecken, so wie der fleißige Winzer, nach vieler überstandener Mühe und Arbeit, an einem segenreichen Herbste von der vollträchtigen Rebe die süßen Trauben pflückt, und genießet! Möchte sie da seyn die Stunde da ich in Ihre offenen Arme eilend, Ihnen sagen könnte: Theuerste! der Kampf ist nun vollendet; alle Hindernisse sind besiegt. Ich bin nun ein freyer Mann; entfesselt von den Sklavenbanden des Mönchsthums, das mir das Paradies der Liebe unzugänglich zu machen strebte; entbunden von dem eisernen Joche des Aberglaubens, das meinen freyen Geist, wenigstens in Rücksicht

auf den äußeren Zustand, auf immer drücken sollte; entrissen den Ränken satanischen Menschen, auf ewig erlöset aus der Hölle einer unmenschlichen Heiligkeit! Frey bin ich, durch Selbstkraft frey, um auf immer für Adelheid zu leben, und durch unauflösliche Bande der Liebe mit ihr verbunden, das unaussprechliche Glück in vollem Maaße zu genießen, das nur der gute, zur Freundschaft, zum Wohlwollen, und zu allen theilnehmenden Empfindungen gestimmte, und seiner Menschenbestimmung gemäß lebende Mensch schmecken kann; — ein Glück, das der Schwärmer in der Klosterzelle bey allen seinen himmlischen Verzückungen, und Verrückungen, bey allen phantastischen Erscheinungen Gottes, und der Seligen nicht von ferne zu ahnen fähig ist; ein Glück, das noch kein finsteres Mönchsauge gesehen, kein rohes Mönchsohr gehört, und in kein entmenschtes Mönchsherz je gestiegen ist!

O Adelheid, möchte ich doch jetzt schon so sprechen können! Wie lange dünket einem Liebenden, der von dem geliebten Gegenstande noch getrennt ist, ein Jahr zu seyn! Und — zwey Jahre sind diese nicht eine Art von Ewigkeit für ihn? Besonders wenn der Pfad, der zum gewünschten Ziele führen soll, noch mit vielen Dornen besetzt ist, und nur mit tausend Gefahren, und Beschwerden zurückgelegt werden kann! — „Aber ein Blick in die Zukunft, sagen Sie selbst in Ihrem letzten Briefe, — und es ist leicht, das zu ertragen, was uns ohne Hoffnung schwer fallen würde.“ Sehr schön und wahr gesagt. Ja, Freundin, dieser Blick giebt Muth und Kraft zur Besiegung aller, auch der größten Beschwerden, Hindernisse, und Gefahren; er giebt eine Vorempfindung von allen den Wonnegenüssen, die uns am Ziele beseligen werden, und träufelt dadurch heilenden und stärkenden Balsam in das zerrissene

Herz; er macht uns die Blumen der Freuden, die uns hie und da auf unserer beschwerlichen Laufbahn aufsprossen, noch reizender, und erquickender; er eröffnet uns erfrischende Quellen, bey welchen wir uns, ermüdet durch die beschwerliche Reise, niedersetzen, laben, und zur muthigen Fortsetzung derselben stärken können; er läßt uns den Genuß der süßen, und erquickenden Früchte anticipiren, die am Ziele in Fülle reifen, und uns erwarten; er ziehet uns ab von aller unnöthigen Zerstreuung, die uns von der Verfolgung unseres Zieles abhalten könnte, und läßt uns muthigen und festen Schrittes auf der vorgezeichneten Bahn fortwandeln; er macht uns endlich das Glück um so schätzbarer, das Paradies um so paradiesischer, das nur durch den größten Aufwand von Kraft, und durch den Sieg über unzählige Beschwerden erreicht werden kann.

Endlich kommt er doch der selige Augenblick, da unsere durch so viele Kämpfe, und Opfer einander bewiesene, und bewährte Treue gekrönt werden wird. Und wie wohl wird uns dann seyn, wenn wir zurückblicken werden auf den so mühesam zuzurückgelegten Weg! Wie wohl, wenn wir in dem erquickenden Schatten der Liebe, an der reinen, nie versiechenden Quelle der Seligkeit, die das Paradies der Liebe gewährt, von allen den Mühseligkeiten, die wir überstanden haben, ausruhen werden! Wie wohl, wenn wir uns bewußt sind, daß wir binnen unserer Prüfungszeit unsere Unschuld bewahrt, nichts gedacht und gethan haben, dessen nicht der Allheilige mit Wohlgefallen hat Zeuge seyn können; daß wir einander bereitwillige, und liebreiche Schutzengel in aller Rücksicht waren! Wie wohl, wenn, nach der wirklichen Vollziehung der heiligsten Verbindung, die es giebt, der Gott der Liebe alle unsere Bestrebungen segnet, unsere

Unternehmungen gelingen läßt, und auf dem Altar unserer Herzen stets die heilige Flamme unterhält, die die Liebenden antreibt, einander jede Freude zu verstärken, jedes Leid zu mildern, und, so viel es in ihren Kräften stehet, alle Tage ihres Lebens zu Wonnetagen zu machen, und einen ewigen Frühling, wo nichts, als Fülle der Freude und des Lebens herrscht, zu unterhalten! Wie wohl endlich, wenn der Allgütige, der sich, so zu sagen, von Ewigkeit her ausströmte, um Wesen zu schaffen, die an seiner Seligkeit Theil nehmen könnten, uns einen Funken seiner Schöpferkraft mittheilt, und uns fähig macht, auch Schöpfer anderer, uns ähnlicher Wesen zu werden, die wir zu beglücken haben! — Theuerste! ein Blick in eine solche Zukunft — wie sollte der uns nicht Riesenkraft geben, allen Beschwerden zu trotzen, die sich auf dem Wege zu unserm so glänzenden Ziel uns entgegen setzen? Und ist ein Glück nicht

um so schätzbarer, je größer die Hindernisse waren, die man zur Erreichung desselben zu überwinden hatte? Ist die Frucht nicht süßer, von dem Baume gepflückt, den man selbst mit vieler Mühe gepflanzt und gepflegt hat? Schmeckt das Brod nicht besser, das man im Schweiße seines Angesichts verdient hat? Ist die Ruhe nicht erquickender, nachdem man die Last des Tages getragen, und sich bewußt ist, daß man sich derselben würdig gemacht hat? Und wann ist der Triumph herrlicher, und entzückender, als nach dem blutigsten, gefahrvollsten Kampf? „Also ein Blick in die Zukunft; und es ist leicht, das zu ertragen, was uns ohne Hoffnung schwer fallen würde."

Zur Gefährtin durch dieß Leben,
Das durch manche Wüsten führt,
Ward die Hoffnung uns gegeben,
Die ihr Haar mit Rosen ziert;
Freundlich ihre Hand uns reichet,
Und wenn wir uns ihr vertrau'n,

Nimmer von der Seite weichet,
Bis wir Edens Hügel schaun.

Diese Göttin zeigt die Wege,
Die Genuß und Freud' umblühn,
Macht uns muthig, wenn wir träge
Oft im Schwermuthsthal verziehn;
Lehrt uns nach der Höhe blicken,
Wo die Morgenröth' uns grüßt,
Und ein jedes Veilchen pflücken,
Das auf unserm Weg entsprießt.

Jeder Hauch aus ihrem Munde
Lispelt Trost und Zärtlichkeit;
Gütig heilt sie jede Wunde
Banger Unzufriedenheit.
Rückerinn'rung schöner Freuden
Wallt an ihrer Schwesterhand
Und umschlinget Glück und Leiden
Sanft mit einem Blumenband.

Seligkeit rauscht in dem Schleyer,
Den die weise Vorsicht webt,
Wenn im Kampf das Auge freyer
Nach der Zukunft Höhen strebt.
Stärker fühlen unsre Herzen
Der erkämpften Freuden Werth;

Nur zur Hälfte jeden Schmerzen,
Dieser Göttin zugekehrt.

Furchtlos späh'n wir nach der Ferne,
Wo der Hoffnung Sonne harrt;
In der Sturmnacht selbst schon Sterne
Schimmern für die Gegenwart.
Dieser holden Göttin Rechte
Stärket den gesenkten Blick,
Läßt im Florgewand der Nächte
Uns erblicken fernes Glück.

In der Verbindung mit Adelheid werde ich um so glücklicher werden, je weniger mir dieses Loos von der Vorsehung zugedacht schien; je schrecklicher der Abgrund war, dem ich schon zueilte. Ja, schon saß ich, dem Geiste nach, in der Pfaffenhölle, die in meiner zartesten Jugend ihren weiten Rachen gegen mich aufsperrte, und nun meine ganze Persönlichkeit zu verschlingen droht; die ihren Raub nie wieder zurück giebt; wo die Menschheit seufzt, weil sie sich selbst unter die Füße zu treten gezwungen wird; wo man sich durch Gelübde ver-

bindet, Satan zu werden, in dem Wahne, daß man sich nur durch Satans-Charakter zur Gotteswürde erheben könne; wo daher jede Aeußerung der Humanität als das größte Verbrechen angesehen und bestraft wird. Ach! schon gefesselt durch diesen abscheulichen Wahn in dem aufblühenden Frühlinge meines Alters, zertrat ich jeden zarten Keim der Menschlichkeit, und der daraus sprossenden Freuden; gieng vor den reinsten Quellen, die mir auf dem Blumenpfade der Jugend entgegen rauschten, vorüber, um meinen Durst durch die Giftquellen zu stillen, die in dem Pestlande des Mönchs- und Pfaffenthums überall strömen. Aber Freundschaft riß mir die Binde von den Augen, die mir blinde Führer umwunden hatten. Selbst in dieser Hölle fand ich sie, diese holde Göttin, diesen Schutzgeist der Sterblichen. P. Hilarius zu Pfaffenhausen war der Freund, der den ersten Strahl der beseligenden Wahrheit in mein wüstes Herz, in die Schauernacht meines

Geistes warf, und mich die Gräuel erblicken ließ, die in diesem Höllenhimmel herrschen. Er war's, der mich mit einem Empfehlungs schreiben an Ihren guten Vater schickte, der erst hellen Tag in mir schuf, und — wo ich Adelheid kennen lernte, und durch die heilige Flamme der Liebe in einen ganz neuen Menschen verwandelt wurde. Nun sah ich mit Entsetzen den Abgrund, dem ich zueilte; sah mit einer, meine ganze Seele erschütternden, Evidenz in dem Paradiese, das mir Verführer vorgegaukelt hatten, die Hölle, die selbst keinem Satan zu wünschen ist; sah hier die Blüthen hoffnungsvoller Jünglinge und Mädchen langsam dahin welken, und zum Raube eines nie verlöschenden Feuers werden; sah die unglücklichen Schlachtopfer immer sterben, um wieder zu einem verzweifelten Leben zu erwachen; sah die unzähligen Fesseln, womit Freyheit, Vernunft und Gewissen bestrickt wird, um die Menschheit nach Belieben in Staub treten zu können. Diese unseligen Erfahrun

gen haben mich erst das Glück der Liebe in seinem ganzen Werth schätzen gelehrt. Man muß selbst in der Pfaffenhölle geschmachtet, man muß alle Winkel des schauerlichsten Aberglaubens durchkrochen haben, um aller der Seligkeiten, die im Paradiese der Liebe strömen, im höchsten Grade empfänglich zu werden, und sie nach Gebühr schätzen zu können. Die Vorsehung hat es daher mit mir, und mit Ihnen, Theuerste, recht gut gemeint. Mit mir, aus den schon angezeigten Gründen. Mit Ihnen, insofern sie den Mann, den sie in Ihre Arme führt, erst wie Gold geläutert, und durch die Hölle selbst belehrt hat, wie schätzbar der Himmel ist, der ihm in dem liebenden Herzen Adelheids bereitet ist. Sie hätten wohl einen Mann bekommen können, dem ich in verschiedener Rücksicht nachstehe; aber einen Mann, der Sie mehr zu schätzen wüßte, der Sie zärtlicher liebte, der Ihnen dankbarer für Ihr Wohlwollen wäre, als ich, der würde, verzeihen Sie mir, für Sie

nicht zu finden seyn. Denn der junge Mann, dem es frey steht, zu heirathen, wann, und wie er will; der unter tausenden wählen kann; der nie in dem Fall war, wo er zur ewigen Entbehrung des hohen Glückes, das wahre Liebe gewährt, verdammt zu seyn schien, der sieht, wenn ihm auch das beste Weib zu Theil wird, dieses Glück für eine ziemlich unbedeutende Sache an. Er glaubt, es habe ihm zu Theil werden müssen; er habe tausend Wege dazu gehabt. Wie kann der Gesundheit gehörig schätzen, der nie krank, nie in Gefahr war, dieselbe auf immer zu verlieren? Man muß also den hohen Werth des Glückes, das die Verbindung mit einem guten Mädchen gewährt, in der Schule der Unmenschlichkeit kennen gelernt haben, um es nach seinem ganzen Umfang schätzen zu können. In diesem Falle bin ich. Wie glücklich werden wir also werden, Theuerste! Gewiß so glücklich, als es die wenigsten Sterblichen, die in dieser heiligen, an sich höchst

seligen, aber größten Theils verkannten Verbindung leben, sind. Ich lege Ihnen wieder ein kleines Lied bey, das ich vor kurzem verfertigt habe, und auf unsere Gesinnung, auf unser künftiges Glück Beziehung hat. Ich lebe und webe ganz in diesem Glück; alles, was ich denke, thue, und genieße, erhält die Form desselben. Nichts wird die heiligen Bande lösen können, wodurch ich ewig bin — der Ihrige.

Lied an die Philomele.

Wie schmelzend ist, o Philomele,
Dein Lied für meine trunk'ne Seele,
Die dich entzückt belauscht!
Wohl mir! bey deinem Zauberliede
Versöhnt sich ewig mein Gemüthe,
Und wird vor Freud' berauscht.

Wie unschuldsvoll sind deine Freuden,
Ganz unvermischt von Menschenleiden!
Wie rein ist deine Lust!
Du wohnst nächst einem kleinen Bache,
Ganz sorglos unter grünem Dache,
Kein Schmerz quält deine Brust.

Du kennest keine wilden Triebe;
Nur Nahrung ist, und rege Liebe
Dir Sorg' und Lust zugleich.
Wie scherzest du in frohen Liedern
Mit deiner Gattin, deinen Brüdern,
Und wiegst auf schlankem Zweig!

Entfernt von allem Sklavenzwange,
Lebst du so ganz nach deinem Hange
In diesem Wäldchen hier.
Das Nönnchen hört dich, Philomele,
Und denkt mit schwermuthsvoller Seele:
„Wärs mir so wohl, wie dir!"

Dein Weibchen voll von Muttersorgen
Sitzt brütend stets, und wird bis Morgen
Vielleicht schon Mutter seyn.
Wie wird dein Herz vor Freude wallen,
Wenn deiner Kinder Lied wird hallen
In diesem Wollusthain!

O daß der wilde Mensch nicht raube
Aus dieser segensvollen Laube
Die traute, junge Brut!
Kennt er denn keine beß're Freude,
Als die gewährt der Unschuld Beute,
Und deiner Kinder Blut?

Heil euch, ihr jungen Philomelen!
Entzückt bald Liebetrunk'ne Seelen
Auf ihrem Rosenpfad.
Fern sey von euch, und eures Gleichen
Sturm, Hagel, Geyer, frühe Leichen
— Klausur und Cölibat —!

Neunzehnter Brief.

Wie sehr freue ich mich, daß Sie mein letzter Brief, wie Sie mich versichern, so sehr erfreuet hat! Denn Adelheid zu erfreuen, ist meine höchste Freude. Sie fragen jedoch mit der Miene von Besorgniß, ob das Gefühl der Liebe nicht auch, wie so viele andere Empfindungen, die uns anfangs so viel Seligkeit verheißen, und gewähren, nach und nach abgestumpft, in eine Art von Gleichgültigkeit übergehe. Nein, meine Theuerste, wahre Liebe altert, stirbt nie. Es ist das Schicksal jeder Leidenschaft,

daß sie ihr Grab selbst in der vollesten Befriedigung finde. Aber Leidenschaft ist eine von den Fesseln der Vernunftherrschaft losgerissene, heftige Neigung zu irgend einem Gegenstande. Alles, was nicht in der Vernunft gegründet ist, und durch dieselbe geleitet wird, ist vergänglich. Nur die Vernunft, und was ihrer Form unterworfen ist, ist ewig, unveränderlich, unsterblich. Die Liebe aber ist die Vernunft selbst, in ihrer ganzen Fülle, Lebendigkeit und Seligkeit. So wenig die Vernunft, als solche, altern — vergänglich, verächtlich werden kann, so wenig die Liebe. Die Liebe ist lebendiger, als jede Leidenschaft; denn sie hat die Quelle des Lebens in sich selbst; jede Leidenschaft ist eigentlich nur eine, von der Vernunft verirrte, und in Widersprüchen sich verlierende Liebe. Aber wahre Liebe ist auf einen festen, unwandelbaren Punkt koncentrirt, und zerstreuet daher die Fülle ihrer Kraft nicht in unzähligen, einander widersprechenden Richtungen, so daß eine Tendenz durch

die andere vermindert, oder gar aufgehoben wird. Nur insofern sie immer von Einem und demselben Punkte, der die Vernunft selbst ist, ausgehet, und auf denselben zurückgehet, kann sie, der Sonne gleich, ihre Strahlen ins Unendliche verbreiten, und alles rund um sich her beglücken und segnen; kann sie sich ausströmen, ohne selbst etwas von ihrer Fülle zu verlieren, oder arm zu werden durch den Reichthum, den sie nach allen Richtungen hin ausspendet. Den Leidenschaften kommt nur ein erborgtes, kein eigenthümliches Leben zu. Dieses strömt ihnen nur zu aus einem verirrten Ausfluß der Liebe. Jede Leidenschaft ist nichts anders, als die Tendenz des Geistes, sich mit irgend einem Gegenstande auf das Innigste zu verbinden, und so, wie in der Liebe, mit demselben Eins zu werden. Frühe oder spät drängt sich das Gefühl der Unwürdikeit einer solchen Vermählung, die mit einem Gegenstande auf Kosten des Ewigen, Göttlichen, das in der

Vernunft ist, eingegangen wird, das Gefühl der Selbsterniedrigung, Selbstwegwerfung hervor, oder geht gar in deutliche Erkenntniß über. Mit diesem Gefühl, mit dieser Erkenntniß tritt Eckel, Verachtung und Abscheu gegen alles, was man im Rausche der Leidenschaft noch so heftig geliebt hat, ein. Hier ruft der leidenschaftliche Thor aus: Eitelkeit über Eitelkeit, und alles ist Eitelkeit! Jede Leidenschaft trägt das Brandmahl der Thorheit und ewigen Verwerfung an der Stirne. Nur insofern der Sklave der Leidenschaft seine Augen verschließt, kann er den Gegenstand derselben umarmen. Aber selbst durch die verschlossenen Augen dringt endlich der siegende Strahl der Wahrheit; selbst die Mitternacht, wohin sich der Thor verkriecht, wird durch die Sonne der alles durchdringenden, und nie gänzlich zu unterdrückenden Vernunft, auf einmal zum Mittag, und stellt den unwürdigen Menschen in seiner ganzen Verächtlichkeit vor sich selbst

hin. Aber wahre Liebe ist mit der Vernunft Eins. Je vollkommener die Vernunft in der Liebe sich selbst beleuchtet, desto göttlicher wird sie sich in ihrem Reflex. Gleichgültigkeit, Eckel, und Selbstverachtung kann nur da seyn, wo entweder keine Liebe, oder ausgeartete, verirrte Liebe ist.

Sie haben daher nicht zu befürchten, Theuerste, daß mit den Jahren jene heilige Flamme, die für Sie in meinem Herzen lodert, je abnehme, oder gar verlösche. Nein sie wird (wenn mir Gott ein hohes Alter zu Theil werden läßt) noch unter den Schnee des Greisenalters fort lodern; wird immer stärker, und lebhafter werden. Die allgemeine Erfahrung lehrt, daß wenn sich Menschen, deren natürlich gütes Herz nicht durch Lasterliebe und Thorheit verkehrt ist, durch die Ehe mit einander verbinden, und durch Klugheit und Vernunft geleitet, dem Zweck dieser heiligen Verbindung zu entsprechen

wissen, die reinere Liebe, die die Seele des Wohlwollens ist, an Zärtlichkeit, Innigkeit und dem süßesten Seelengenuß immer mit den Jahren zunimmt. Daß ein gewisses, mehr körperliches Bedürfniß mit dem höheren Alter abnimmt (welches eine weise Einrichtung der Natur ist, weil die Befriedigung desselben bey eintretender Körpersschwäche zerstörend für Gesundheit und Leben seyn würde), läugne ich nicht. Ich habe schon öfters das Glück gehabt, Eheleute kennen zu lernen, die in dem höchsten Alter einander so unenbehrlich geworden sind, und gegeneinander eine so zärtliche Liebe äußerten, als man kaum bey einem jungen Brautpaar bemerken kann. Gerade in dem Winter des höchsten Alters ist die erwärmende Sonne der Liebe am wohlthätigsten. Vielleicht haben Sie selbst ein so rührendes Schauspiel nicht ohne Entzücken gesehen. Stirbt ein Theil von einem so der innigsten Liebe geweihten Ehepaar, so sehnet sich der andere Theil nach der bessern Welt, um nur

den verlohrnen Gegenstand seiner Liebe wieder zu finden. Solche getrennte Liebende, sollten sie auch achtzig Jahre zählen, empfinden mit dem größten Herzenleid, und gewöhnlich weit lebhafter, als junge Leute, den erlittenen Verlust; nichts kann sie mehr auf der Welt beruhigen, weil der einzige Grund ihrer Seelenruhe nicht mehr in dieser Welt anzutreffen ist. Je länger also tugendhafte, weise, gefühlvolle Eheleute zusammen leben, desto inniger und zärtlicher wird ihre gegenseitige Liebe; desto mehr hängt ihre Glückseligkeit und Seelenruhe von einander ab. Ihre Herzen scheinen sich immer inniger mit einander zu verschmelzen. Das bestätigt die allgemeine Erfahrung.

Da Sie mir nun, meine innigst geliebte Adelheid, ein gutes, von Lasterliebe unverdorbenes, und gefühlvolles Herz, und einen durch Vernunft, Klugheit und Einsicht geleiteten Verstand zutrauen: so wer-

den Sie auch an mir die glückliche Erfahrung machen, die schon so viele gute Gattinnen an ihren braven Männern gemacht haben, daß Sie mir mit jedem Jahre schätzbarer, theurer, unentbehrlicher und beglückender werden. Dieses zu erwarten, haben Sie um so mehr Grund, da es ein wesentlicher Zug meines Charakters ist, dasjenige, was ich einmal nach reifer Ueberlegung, nach langer, und bewährter Prüfung als gut und heilsam befunden, und gewählt habe, fest zu halten, und in meiner Gesinnung unverändert zu verbleiben.

Vor einigen Tagen habe ich an meinen Vater einen rührenden Brief, unsere Liebe betreffend, geschrieben; auch sind zugleich die Empfehlungsschreiben des Herrn Hofrath Weise, der hiesigen Akademie (doch hat sich P. Vitulus nicht unterschrieben; er gehet, wie ich höre, mit satanischen Projekten schwanger; zu meinem Glück ist er nicht mehr Proretor; diese Würde beglei-

tet nun Herr Hofrath Weise; der jene Projekte schon zu vernichten wissen wird), und des Stadtraths an meinen Vater zugleich abgeschickt worden. Vielleicht wird bey ihm der Geldgeiz durch den Ehrgeiz für dießmal besiegt. Auch in Rücksicht auf den zu befürchtenden Verlust meines väterlichen Vermögens äußern Sie, Geliebte, Besorgnisse, die ich Sie recht sehr bitten muß, aus Ihrem Herzen zu verbannen. Sie scheinen nämlich zu besorgen, daß der Verlust von einigen Millionen, die mir nach dem Tode meines Vaters als Erbschaft zufallen können, mich einst zur Reue, mit Ihnen eine ewige Verbindung eingegangen zu haben, stimmen könnte. Ich kenne den Werth des Reichthums zwar sehr gut; ich werde daher alles mögliche thun, um die Aussicht auf die künftige Erbschaft des Vermögens meines Vaters mir offen zu erhalten. Aber ich weiß auch, daß Reichthum, so wie jedes andere Erdengut, nur einen bedingten Werth, d. h. einen solchen

hat, der dem höchsten Zweck des Menschen — Tugend und Glückseligkeit — untergeordnet ist. Kann Reichthum so errungen und behauptet werden, daß er nicht nur der höchsten Bestimmung des Menschen nicht nachtheilig ist, sondern vielmehr noch als Mittel dazu benützt werden kann, dann ist es Pflicht des Menschen, einen Schatz, von dem ein so vortreflicher Gebrauch zu machen ist, und der sich ihm anbietet, nicht thörigt von sich zu stoßen, sondern vielmehr mit dankbarem Herzen gegen die Vorsehung zu ergreifen, und der Vernunft gemäß zu benützen. Soll aber Gold und Geld auf Kosten der Menschenwürde errungen, oder behauptet werden, dann ist auch der größte Schatz für nichts mehr anzusehen, als der Staub, über welchen unser Fuß gleitet. Das ist meine feste, unveränderliche Ueberzeugung. Soll ich zu meinem väterlichen Vermögen unter keiner andern Bedingung Hoffnung haben, als daß ich auf Adelheid Verzicht leiste, o so bin ich fähig,

dasselbe wie eine Hand voll Sand von mir zu werfen, und wenn es auch noch so viele Millionen betrüge. Auch ohne das Vermögen meines Vaters werden uns immer Quellen genug des wahren Glücks übrig bleiben, aus denen wir immer schöpfen können, ohne sie zu erschöpfen. Vor eigentlichem Mangel werden wir doch immer gedeckt seyn. Ich habe, Gottlob! so viel gelernt, daß ich, als praktischer Arzt, meine Rolle mit Ehre spielen zu können mir zutraue. Der Arzt, der mit hinreichender Kenntniß ein rechtschaffenes, und menschenfreundliches Herz verbindet, ist bey allen Veränderungen, die im Staate oder in der Kirche vorfallen mögen, ein unentbehrliches Glied der menschlichen Gesellschaft. Er stehet immer in seiner ganzen Vollwichtigkeit da als der Mann, zu dem man seine Zuflucht nehmen muß, und gerne nimmt, wenn Gesundheit in Gefahr kömmt. Sind wir nun vor Mangel gedeckt, so können wir Ueberfluß leicht entbehren.

Es ist von äußerster Wichtigkeit, daß wir unsere Bestimmung, als vernünftige Wesen, immer fest im Auge behalten, und nach derselben alle übrigen Güter schätzen. Was macht wohl den Menschen wahrhaft groß, ehrwürdig und glückselig? Ist es Reichthum, Ehre, Ansehen und Macht, Ueberfluß an Mitteln zu sinnlichen Vergnügungen? O meine Theuerste! bestünde in derley Dingen die wahre Würde und Glückseligkeit des Menschen, dann hätten feyerlich die meisten Ursache, sich über ihr Loos zu beklagen. Aber zum Glück ist die Natur des Menschen, und die Natur der Dinge so eingerichtet, daß der Mensch in jedem Stande, in jeder Lage, wo er seine Kräfte benützen kann und will, seine Bestimmung erreichen, seine Menschenwürde behaupten, und wahrhaft glückselig werden kann. Jene äußeren Güter können zwar, wie ich schon bemerkt habe, durch weisen Gebrauch für den Menschen Mittel zur höchsten Bestimmung werden, und daher das Glück des-

selben erhöhen; sie verdienen daher die Werthschätzung und das vernünftige Bestreben des Weisen. Allein sie sind nicht die einzigen, nicht die vorzüglichsten Mittel zur Erreichung des höchsten Zweckes. Vielmehr lehrt die Erfahrung (und es ist auch in der Natur der Sache gegründet), daß die meisten Menschen, die in so günstigen Umständen leben, daß sie leicht jede sinnliche Begierde befriedigen können, von ihrem wahren Ziele, von der ächten Glückseligkeit abgeführt werden, wenn sie nicht gelernnt haben, sich selbst zu beherrschen, welches, leider, der Fall bey den wenigsten ist. Das Himmelreich ist in euch; es kommt nicht von außen mit irdischer Pracht, sagt Jesus. Das heißt: die wahre, dauerhafte, des Adels unserer vernünftigen Natur würdige Glückseligkeit liegt, gleich einem verborgenen Satze, mehr in uns selbst, in unsern Gesinnungen, Empfindungen und Handlungen, als in äußern Gütern. Um also wahrhaft glückselig zu

werden, kommt es mehr darauf an, uns selbst, als die äußern Dinge, zu beherrschen, und wenn wir von dem wahren Ziele abgegleitet sind, uns selbst, als die Außenwelt zu verändern; mehr darauf, daß wir so denken, so gesinnt sind, so handeln, als daß wir in solchen und solchen Umständen leben.

Wir werden zwar, wir mögen in einem Stande leben, in welchem wir wollen, auf keine Art hindern können, daß uns nicht manche unvermeidliche Leiden drücken, manche unserer sehnlichsten Wünsche unerfüllt bleiben; aber durch Geduld und Gelassenheit werden wir jenen Vieles von ihrer Bitterkeit zu benehmen, und über die Fehlschlagung der letzteren uns großmüthig hinwegzusetzen wissen, und auf solche Art uns innigst unserer Geisteskraft freuen, wodurch wir im Stande sind, bey jedem Unglücke, bey jedem unangenehmen Vorfalle eine gewisse edle Gleichmüthigkeit zu behaupten.

Hingegen werden wir ein ungeheures Heer von Leiden und Schmerzen durch Tugend und Weisheit von uns entfernen, welches Menschen, die sich bey dem Ueberflusse an zeitlichen Gütern, der ihnen zu Theil geworden ist, nicht mäßigen können, sich über den Hals ziehen. Die wahre Größe und Glückseligkeit des Menschen bestehet hauptsächlich in dem rechten Gebrauche der Vernunft, und in der Herrschaft derselben über sinnliche Triebe; in einem gesunden, durch Vernunft geleiteten, und zu den Berufsgeschäften eines jeden hinlänglich ausgebildeten Verstande, und der richtigen Schätzung des Werthes der Dinge; in der sorgfältigen Erhaltung, Uebung, Vervollkommnung unserer Körpers- und Geisteskräfte, so wie es eines jeden Beruf fodert; in der Verminderung unserer erkünstelten Bedürfnisse, und Beschränkung unserer unordentlichen Begierden; in einer thätigen und gemeinnützigen Lebensart, und in einem immer regsamen Streben nach höherer Tugend; in einem

genügsamen, gegen fremdes Wohl empfindlichen, und bey dem Gefühle seines eignen sittlichen Werthes frohen Herzen; einem Herzen, das vorzüglich der Liebe geweiht, das ganze Universum in dem geliebten Gegenstande umarmt, und allen Reizen der schönen Natur immer offen steht; und endlich in einem ächt religiösen Sinne — in dem unerschütterlichen Vertrauen auf das Eine göttliche Wesen, das der innigste Geist aller Erscheinungen ist, und wodurch es schlechthin nothwendig wird, daß jede scheinbare Disharmonie an sich nichts, als absolute Harmonie ist, und selbst in der Erscheinungswelt in Harmonie übergehet.

Wenn nun vielmehr in diesen inneren Geisteseigenschaften, die sich ein jeder erwerben kann, als in äußeren Glücksgütern und in glänzenden Ehrenzeichen die wahre Würde und Glückseligkeit des Menschen besteht, wie es wirklich keinem Zweifel unterworfen ist; so ist auch der Zugang zu

ihrem Besitz und Genusse keinem Menschen schlechthin verschlossen, in welchem Stande er immer leben mag. Und uns sollte derselbe in unserer künftigen Verbindung verschlossen seyn? Adelheid müßte nicht Adelheid, Hermann nicht Hermann seyn, wenn dieß auch nur denkbar wäre. Oder wird vielleicht unsere Glückseligkeit dadurch gestört werden, daß wir durch Arbeit unser Brod werden verdienen müssen, statt daß wir, bey dem Besitze von einigen Millionen, die Hände ruhig in den Schoos legen könnten? Adelheid und Hermann verabscheuen jede Art von Glückseligkeit, die aus den faulen Sümpfen des Müssigganges fließen sollen. Beyde wissen, daß Arbeit und Thätigkeit, durch Verstand, Klugheit, Mäßigung und Ordnung geleitet, so wenig ein Uebel ist, daß sie vielmehr ein nothwendiges, und dringendes Bedürfniß unserer Natur ist, dessen Befriedigung nothwendig Vergnügen gewährt; ja daß sie die reinste Quelle der Tugend und Glückse-

ligkeit ist. Nebstdem daß vernünftige Thätigkeit und Arbeitsamkeit die Gesundheit des Geistes unterhält, indem sie tausend Begierden, die den Menschen zu Thorheiten hinreißen, den Zugang versperrt, ist sie auch selbst die Quelle der körperlichen Gesundheit, insofern nämlich die Kräfte nicht überspannt, sondern auf eine harmonische Art in ihrer Wirksamkeit unterhalten werden. Und ist die Gesundheit des Körpers nicht das erste, und größte unter allen zeitlichen Gütern? Ist sie nicht in Rücksicht auf das Aeußere der Grund und die Bedingung eines frohen Lebensgenusses, so wie die Gesundheit des Geistes das innere Princip der Glückseligkeit ist? Sind ohne sie nicht alle Glücksgüter, und Freuden des Lebens, die von außen kommen, ungenießbar? Wird durch sie nicht jede Last erleichtert, jede Bitterkeit versüßt, jedes noch so unbedeutende Vergnügen verstärkt und vervielfältiget? Welch ein froher Muth, welche Munterkeit belebt im Besitz eines gesunden Kör-

pers den Menschen, den der Geist einer gemeinnützigen Thätigkeit belebt, bey den schwersten Arbeiten! Wie gut schmeckt ihm das einfachste Mahl, das Arbeit, Gesundheit und Hunger gewürzt haben! Wie süß und erquickend ist sein Schlaf! Wie angenehm ist für ihn das Gefühl der Ruhe und der Erhohlung nach der Arbeit! Wie entzückend sind für ihn die gesellschaftlichen Ergötzlichkeiten, die, weil sie durch den seltenen Genuß alle ihre Reize für sein der Freude offenes Herz behalten, in einem einzigen Tage, oft in einer einzigen Stunde ihn aller Müheseligkeiten vergessen lassen, indem der Genuß des sinnlichen Vergnügens desto schmackhafter und süßer ist, je seltener es gekostet wird! Und wie viel gewinnt nicht jede kleine Freude durch das Bewußtseyn, daß man sie durch seine Arbeit verdient, und sich selbst erworben hat!

Denken Sie sich, Theuerste, einen guten Landmann, von dem man vorzüglich

sagen kann, daß er im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdient, oder beobachten Sie vielmehr denselben, so wie er sich in der wirklichen Erfahrung zeigt, und sehen Sie zu, ob er nicht bey aller seiner Müheseligkeit ein glücklicher Mensch ist! Wenn er in einem Zustande, wo er so viel hat, als er zu seinem Lebensunterhalt bey ordentlicher Benützung seiner Kräfte braucht, noch so glücklich ist, daß ihm Gott eine ihm ganz gleichgestimmte Gattin in seine offnen Arme führt; wenn er sich durch die unauflöslichsten Bande der innigsten Freundschaft und Liebe mit einer liebenswürdigen Gefährtin seines Lebens vereinigt fühlet; wenn durch die seligste Harmonie der Herzen in ihm jede Freude verstärkt, und jeder Schmerz gelindert wird; wenn er die ersten süßen Früchte der ehelichen Liebe schmecket, das erstemal den kleinen Engel erblickt, dessen Vater er ist; wenn er sieht, wie derselbe ihm das erstemal zulächelt, seine kleinen Hände nach ihm ausstreckt, und —

den süßen Vaternamen stammelt: finden Sie einen solchen Menschen bey aller Arbeit, der er sich unterziehet, nicht glücklich? — Und wenn er, nachdem er sein Tagewerk im Schweise seines Angesichtes vollbracht hat, vom Felde matt und müde nach Hause schwankt, und sieht, wie ihm seine kleinen Kinder schon von Ferne entgegen eilen, ihre Freude über seine Ankunft bezeugen, und ihm dann durch ihr munteres Wesen im Hause allerley Kurzweilen machen; wenn er die freundliche Miene, das sanfte Lächeln seiner Gattin, und ihre sorgfältige Geschäftigkeit, ihn zu erquicken, erblicket, und da im Schoose einer theuren Familie und des häuslichen Glückes süßere Ruhe und Erquickung findet, als der müde Wanderer an einer erfrischenden Quelle: schlägt da sein Herz nicht laut, wird er seines Lebens nicht froh? Wenn ferner durch die Liebe zu seiner Gattin und den Seinigen der edle Keim der allgemeinen Menschenliebe in ihm geweckt, entwickelt, genährt, und

befruchtet wird; wenn er gleichsam aus sich selbst und aus dem engen Bezirke seines Hauses heraustritt, mit eben dem Eifer das Glück seiner übrigen Mitmenschen zu befördern strebt, als er bisher für seine und der Seinigen Wohlfahrt sorgte; wenn er es fühlt, daß er in den Seinigen die ganze Menschheit umarmt, und die ganze Würde, Menschenfreund zu seyn, aus eigner Erfahrung kennen lernt: ergreift ihn da nicht eine Art von himmlischer Wonne? Und was in der Welt kann ihm die tausendfältigen, und immer in neuen Reizen erscheinenden Freuden des häuslichen Lebens rauben, wenn er vernünftig, gut und klug ist? Ist wohl ein Zeitpunkt, eine Lage, ein Unglück denkbar, wo er sie nicht mehr oder weniger genießen kann, wo sie ihm nicht Trost und heilenden Balsam darreichten?

Und werden nicht diese Quellen des häuslichen Glückes für uns in vollem Maaße strömen, da wir uns durch eine besondere Geistesbildung derselben höchst empfänglich

gemacht haben? Verbinden Sie nun mit dem häuslichen Glücke noch die göttlichen Freuden der Tugend, denen wir in aller Rücksicht aus allen Kräften für immer nachstreben wollen, die Freuden der zärtlichen und liebevollen Theilnehmung an den Schicksalen unserer Mitmenschen, die Freuden des wirklichen Beglückens und Wohlthuns, wozu in der Sphäre des praktischen Arztes immer Veranlassung und Auffoderung ist, die Freuden eines guten, völlig beruhigten Gewissens, die Freuden, die aus dem Bewußtseyn so mancher schwerer, für Wahrheit und Tugend mit Heldenmuth gefochtenen Kämpfe, behaupteter Selbstbeherrschung und Menschenwürde entspringen, die Freuden der schönen Natur, und der wahren Religiösität — und dann sagen Sie sich selbst, Theuerste, ob wir die Millionen meines Vaters schlechthin bedürfen, um glückselig zu seyn; ob wir nicht vielmehr auch ohne dieselben höchst glückliche Menschen werden können?

Wir wollen daher die Menschen, die einen Ueberfluß von zeitlichen Gütern haben, nicht beneiden, noch glauben, daß wir ohne dieselben nicht glücklich seyn können. Denn entweder sind dergleichen Menschen tugendhaft, oder nicht. Sind sie tugendhaft, so sind es nicht sowohl ihre zeitlichen Güter, Ehrenstellen, Reichthümer, glänzende Vorzüge, als vielmehr ihre guten Gesinnungen, durch Handlungen ausgedrückt, die sie ehrwürdig und glücklich machen. Sie verdienen bey den weit stärkeren und mannigfaltigeren Reizen zum Bösen mit Recht weit größere Achtung, als der Mensch von gemeinem Stande, der mit den gemeinen Lebensbedürfnissen immer zu kämpfen gezwungen, weit wenigeren Versuchungen zum Bösen ausgesetzt ist. Der Grad der sittlichen Kraft ist, wie es bey jeder Kraft der Fall ist, nach der Größe der Schwierigkeiten und Hindernisse zu berechnen, die sie zu überwinden hat. Die guten und edlen Menschen aus den höheren

Ständen verdienen also nebst den Ehrenbezeugungen, die man ihrem äußeren Range schuldig ist, noch die innigste Achtung und Verehrung. Ihre Tugend bekommt durch ihre äußere Würde noch einen höheren Glanz. Sind aber dergleichen, durch das Glück vorzüglich begünstigte, Menschen Sklaven der Sinnlichkeit: so verdienen sie vielmehr unser Mitleid, als unsern Neid; weil sie in der That bey allem äußeren Glanze, bey allem Ueberfluß an Mitteln zu sinnlichen Vergnügen, bey dem berauschendsten Sinnengenuß die elendesten Menschen sind, und seyn müssen.

O meine Theuerste! mißgönnen wir also den glänzenden Thoren und Lasterfreunden, die ihren höchsten Werth, ihre höchste Glückseligkeit in einem ununterbrochenen Sinnengenuß, in Reichthümern, Ehren, Macht und irdischer Hohheit suchen, und daher auf diejenigen, denen diese Blendwerke fehlen, mit verächtlichem Blick

herabsehen — mißgönnen wir ihnen ihr, dem Scheine nach, besseres Loos nicht. Lassen wir ihnen ihre prahlerischen Schilde der Ehrenzeichen, die sie überall aushängen, in der Absicht, um andere Menschen ihre Verachtung fühlen zu lassen, und dadurch den Mangel an wahrer Ehre und Würde zu ersetzen, oder zu decken; ihre zahlreichen Schaaren von kriechenden Schmeichlern, deren sie bedürfen, weil ihnen weder ihr eignes Herz, noch ein rechtlicher Mensch Beyfall geben kann. Lassen wir ihnen ihre Schätze, bey denen ihr Geist arm bleibt, ihre fröhlichen Tage, die sich auf einander fortdrängen, und doch alle Freude vergällen; ihre tändelnden Zeitvertreibe, die ihr Gemüth nur mit Leerheit und langer Weile foltern; ihre tausendfältigen Sinnesergötzungen, die sie immer durch den Zusatz neuer erkünstelter Reize, durch die mannigfaltigste Mischung und Abwechselung anziehend und schmackhaft zu machen suchen, um ihre erschlafften Kräfte und gesättigten

Begierden aufs neue zu wecken, und ihnen gleichsam einen Stoß zum Leben zu geben, aber eben dadurch allen Sinn zum wahren Freudengenuß töden. Lassen wir ihnen ihre unzähligen, erkünstelten Bedürfnisse, durch deren Befriedigung sie ein ungeheueres Heer von tyrannischen, nie zu stillenden Begierden, von Schmerzen und Krankheiten erwecken; ihre schwelgerischen Gastmähler, wodurch sie sich nur Eckel und Ueberdruß bereiten; ihr unseliges Vermögen, jeder aufsteigenden, thörigten Begierde zu frohnen, und sich alles, was nur die Sinne gelüstet, zu verschaffen; kurz, lassen wir ihnen ihren schäumenden Giftbecher der Wollust, ihr ganzes glänzendes Elend. Wir wollen uns fest an den Grundsatz halten, daß nur derjenige wahrhaft groß, ehrwürdig und glückselig seyn kann, der der Tugend huldigt; der im Schoose der Liebe seine Kräfte zum Beßten der Menschheit benützt.

Wie glücklich selbst in einer irdischen

Hölle der weise Tugendfreund seyn könne, davon mag Sie beyliegendes Lied, das unlängst der P. Hilarius an seine Zelle gemacht, und mir zugeschickt hat, überzeugen. Sie im Geiste umarmend, und zum voraus unser ganzes künftiges Glück schmeckend, will ich meinen Brief mit diesem Liede schließen.

Lied an die Zelle.

Hier in dieser kleinen Zelle
Strömet eine Freudenquelle
Rein und unversiegbar mir.
Suchet Thoren, euern Himmel
In dem wilden Weltgetümmel:
Seht ich finde meinen hier.

Um mich herrschet sanfte Stille;
Nur in der Empfindung Fülle

Sing' und spiel' ich am Klavier.
Suchet außer euch Vergnügen,
Schlürft es ein mit vollen Zügen:
Seht, ich find' es — selbst in mir.

Sorglos, frey, und ungebunden
Schlüpfen mir dahin die Stunden
Durch Studiren und Lektür'.
Sucht in Stillung wilder Triebe
Unterhaltung Tagediebe:
Seht, ich finde meine hier.

Mich ergötzet, wenn mir länger
Wird die Zeit, mein Wipfelsänger,
Singt und scherzt so froh mit mir.
Euer wollusttrunk'nes Herze
Eckelt es der Unschuldscherze:
Solche Scherze find' ich hier.

Stille Weisheit, Tugendliebe
Dämpfen alle Lastertriebe,
Schließen Gram der Seele Thür.
Sie nur geben wahre Freuden,
Unvergällt von Bitterkeiten:
Solche Freuden find' ich hier.

Auch in meinem Mönchsgewande
Laben mich der Freundschaft Bande,
Sind mir schätzbar nach Gebühr.

Freunde, die nach Weisheit geizen,
Offen jeden Tugendreizen:
Solche Freunde find' ich hier.

Geiselstreiche, Bonzenfasten
Ueberlaß' ich den Phantasten,
Wähle Mäßigkeit dafür.
Jedes Blümchen will ich pflücken,
Das die Tugend kann beglücken:
Solche Blümchen find' ich hier.

Der Gedanke, daß ein Leben
Ohne End' mir Gott wird geben,
Macht mir süße jede Müh.
Sonst wär' alles auf der Erde,
Nichts, als Mißlaut und Beschwerde:
So ist alles Harmonie.

Zwanzigter Brief.

Ich danke Ihnen recht herzlich, meine Theuerste, für den neuen Beweis Ihrer Aufrichtigkeit, indem Sie mir wieder eine Besorgniß eröffneten, die von Bedeutenheit ist, und viel Grund zu haben scheint. Hätten Sie mir diese geheime Wunde Ihres Herzens nicht eröffnet, wie könnte ich sie heilen? Sie hätte vermuthlich immer weiter um sich gefressen, Ihnen jede Freude in Betreff unserer künftigen Verbindung geraubt, und noch dazu große Qualen verursacht. Und zu diesem Leiden hätte ich die Veran-

lassung gegeben — ich meiner theuersten Adelheid! Ach! wie unglücklich würde ich selbst seyn, wenn ich auch wider meine Schuld mir bewußt wäre, daß ich Ihnen einige Veranlassung zur Betrübniß gegeben hätte! Dank Ihnen also, meine Einzige, herzlicher Dank für Ihre Aufrichtigkeit! Welche Beruhigung wird mirs seyn, wenn mirs gelingt, Sie vollkommen zu beruhigen, und wenn Sie mich dessen versichern!

„Werden Ihre Feinde Sie nicht bis in Adelheids Arme verfolgen, durch immer fortgesetzte Kränkungen allmählich Ihren Muth schwächen, und Sie endlich zu einem unglücklichen Manne wenigstens insofern machen, daß sie Ihnen die Zufriedenheit mit Ihrem Loose rauben?" schreiben Sie mir in Ihrem letzten Briefe. Daß meine Feinde, auch nachdem ich schon in dem glücklichen Besitz Adelheids bin, ihre Verfolgungsplane nicht aufgeben werden, davon bin ich vollkommen überzeugt. Denn das

beleidigte Pfaffen- und Mönchsthum ist schlechthin unversöhnlich. Aber es wird ihnen nie gelingen, mir auch nur einen Augenblick die Zufriedenheit mit dem Loose, das ich selbst gewählt habe, zu rauben. Das kann ich Sie auf das heiligste versichern. Ich werde über die Schlangengänge ihrer Verfolgungssucht nur lachen.

Würde ich dieses nicht mit der höchsten Zuverlässigkeit sagen können; würde ich selbst nur von Ferne zu besorgen Ursache haben, daß das dumme Lärmen, oder die geheim angelegten Plane, mir zu schaden, von Seiten meiner Feinde, wenn ich einmal in Ihren Armen bin, nur den geringsten Eindruck auf mich machen, und mich im geringsten beunruhigen könnten: so würde ich nie den Entschluß gefaßt haben, den mir schon zugeworfenen Fesseln des Mönchs- und Pfaffenthums mich zu entreißen, und mich mit Adelheid zu verbinden. Und wenn ich doch diesen Entschluß im Rausche der

Leidenschaft gefaßt hätte, so würde ich denselben in dem ersten Augenblicke der Nüchternheit, und der kaltblütigen Ueberlegung wieder zurück nehmen; ja ich wäre fähig, mich lieber selbst zu dem größten Elende zu verdammen, und mich von den Armen Adelheids loszureißen, um sie nicht der gewissen Gefahr auszusetzen, sich wegen meiner Betrübniß zu betrüben. O meine Theuerste! ich eile nicht zu Ihnen, um in Ihren Armen auf einige Augenblicke die Leiden zu vergessen, die ich von meinen Verfolgern zu befürchten habe, und dann an Ihnen eine Theilnehmerin an meinem Elende zu finden. Nein, wüßte ich nicht gewiß, daß ich Muth und Kraft genug hätte, um alles, was ich seyn und werden könnte, zu vergessen, die ganz vergeblichen Angriffe meiner Feinde zu verachten, und durch die innigste Verbindung mit Ihnen für immer und vollkommen glücklich zu werden, so würde ich Ihnen mit eben der Aufrichtigkeit, mit welcher Sie mir Ihre

Besorgnisse eröffnet haben, auch meine Schwachheit gestehen, und mich lieber entschließen, für mich allein mein Leben hinzukümmern, als Adelheid in mein Unglück mit zu verwickeln, und ihr sanftes Auge mit Kummerthränen zu erfüllen. Ich würde Ihnen in diesem Augenblicke sagen: Adelheid! ich liebe Sie zwar mehr als alles, was ich auf der Welt kenne: aber fliehen Sie mich, Herzensmädchen! fliehen Sie mich auf immer! Sie verdienen an der Hand eines glücklichen Mannes so glücklich zu werden, als nur immer ein tugendhaftes, liebevolles und mit allen Grazien weiblicher Schönheit ausgeschmücktes Weib werden kann. Ich aber bin ein Elender, der seinem Elende nicht entgehen kann, dem sich dasselbe gleich einer Schlange in festen Ringen um Hals und Leib gewunden hat, und der Sie daher durch die eheliche Verbindung selbst der gewissen Gefahr aussetzen würde, durch giftige und tödliche Bisse verwundet zu werden. Fliehen Sie mich,

als einen Mann, der Sie nur unglücklich machen kann, und der um so unglücklicher werden würde, wenn er sich bewußt wäre, Sie unglücklich gemacht zu haben. So würde ich sprechen.

Aber da ich meine Kräfte hinreichend kennen gelernt habe; da ich aus Erfahrung weiß, wie wenig mich das Gekneife dummer und abergläubischer Menschen afficirt, sobald ich weiß, daß sie weiter nichts thun können, als kneifen; da ich mich in dieser Art von edler Gleichgültigkeit seit der Zeit, als ich auf vernünftige Grundsätze gekommen bin, geübt, und mein Herz gegen alles, was meine Feinde wegen meiner Verbindung mit Ihnen thun mögen, gestählt habe; da ich endlich mit Zuverläßigkeit alle ihre Schurkenstreiche voraussehe: so kann ich Ihnen mit der größten Zuverlässigkeit, die unter Menschen nur immer möglich ist, mit einer Zuverlässigkeit, die sich auf mein eignes Bewußtseyn gründet, sagen, daß es

meinen Feinden nie gelingen kann, mir in Ihrem theuern Umgang auch nur einen mißvergnügten Augenblick zu verursachen. Vielmehr werde ich um so glücklicher seyn: jeder Kuß, auf Ihre Purpurlippen aufgedrückt, wird um so süßer, jede Umarmung um so bezaubernder seyn, je mehr meine Feinde dazwischen bellen, weil dieses Bellen mich nur erinnern wird an die unseligen Bande, womit mich das Mönchsthum auf ewig festhalten wollte, und die ich zerriß, und an die göttliche Freyheit, die mir in der Verbindung mit Ihnen zu Theil werden wird. Der unmenschliche Charakter der Pfaffen, ihre Verfolgungssucht, ihre voreilige Schadenfreude, die sich immer getäuscht finden, und gleich verbannten Furien vergebens toben wird, werden mir die Ruhe in Adelheids Umgange um so süßer und erquickender, und die Engelgüte ihres Herzens um so schätzbarer machen. Das Licht sticht nur durch entgegenstehende Schatten, und Finsternisse hervor;

man wird sich des Lebens um so froher bewußt an der Gränze des Todes; man fühlt sich um so glücklicher in der Nachbarschaft des Elendes.

Süß ist's, anderer Kampf mit Wogen, und stürmender Meerfluth
Sicher vom Strande zu schau'n, nicht etwa, weil es erfreuet,
Augenzeuge zu seyn von fremder Kümmerniß, sondern
Weil das Gefühl, daß uns sie nicht treffe, dem Herzen so wohl däucht.
Aber das Süßeste ist, zu dienen im Tempel der Weisheit
An dem lichten Altar, geschützt vor wüthigen Priestern,
Dort auf den Pöbel herab zu lächeln, der mönchisch umher irrt,
Und in düsterer Nacht aufsucht die Pfade des Lebens,
Nach dem Lorbeer von Rom, und heiligen Titeln daher stürmt,
Und sich Tag und Nacht abmüht in ewiger Arbeit,
Um als heiliger Thor einst hoch zu sitzen im Himmel.

Was können Menschen, vor der ganzen vernünftigen Welt gebrandmarkt, gegen einen Mann ausrichten, der ausgerüstet mit unerschütterlichem Muthe, gestützt auf Vernunft, gesichert durch Philosophie, beglückt im Arm der Liebe, noch dazu die Achtung, Liebe und den Schutz des ganzen Publikums, in dessen Kreisse er lebt, in vollem Maaße genießet? Das Mönchsthum wird selbst in den Augen des Pöbels immer verächtlicher; und ich besorge nicht sowohl, daß mir dasselbe je in meinem Wirkungskreise wird schaden können, als vielmehr daß die Verachtung, dem Geist der Pöbelhaftigkeit gemäß, selbst die Religion überhaupt, und auch die würdigsten Religionslehrer treffen wird. Lange bethet der Pöbel alle Thorheiten, welche die Mönche theils aus krasser Unwissenheit, theils aus schändlichem Eigennutz verbreiten, mit Enthusiasmus an. Das ermuntert die Mönche, den Unsinn immer weiter zu treiben. Aber mit der höchsten Stuffe des Aberglau-

bens ist zugleich sein Sturz verbunden. In unsern Tagen kann der Mann, von philosophischem Geiste beseelt, ganz ruhig über die kraftlosen Machinationen des Mönchsthumes hinweg sehen. Der jüngste Tag desselben ist sehr nahe. Gerade die rasenden Versuche der Mönche und Pfaffen, ihr altes Ansehen wieder zu erlangen, wird ihren Untergang beschleunigen. Die Vernunft ist nun unter den meisten Menschen erwacht. Vor den Augen der Vernunft kann sich dieses Satansgeschlecht nicht halten. Nur wo die Vernunft schlummert, gelingt es demselben, von allen Seiten aus der Hölle empor zu steigen, und Verderben über die Menschheit zu verbreiten.

Philosophie ist Licht und Schutz der Menschenwürde;
Sie zeuget Freyheit, Tugend, Muth; entflammt
Das Herz zu Gott, von dem sie stammt;
Erleichtert menschenfreundlich jede Bürde
Des Lebens; ist ein Quell in dürren Wüsteney'n

Ein Leuchtthurm, dessen sanfter Schein
Das Schiffchen wahrt, daß es nicht strande.
Entweichet sie aus einem Lande:
Dann läßt der Dolch, den er bisher verbarg,
Der Aberglaube wieder blitzen;
Dann wird die Zuflucht der Vernunft — ein Sarg;
Dann schleichet im tartüffischen Gewande
Der Bonze frech von Haus zu Haus,
Und bringt in die Geschlechter Zwist und Schande,
Und saugt das Mark des Landes aus;
Dann schließen Geld und Büßungen die Thore
Des Himmels auf, und moderndes Gebein
Befreit vom Kropf, vom Stein und Zipperlein;
Dann bebt das Volk vor einem Meteore,
Vor einer alten Frau, vor eines Raben Schrey; —
Den Jüngling treibet Schwärmerey,
Daß er, durch Furcht verführt, in Mauern sich einsperre.
Todt liegt der Acker, eine Wüsteney;
Die Wissenschaft wird Barbarey,
Und die Religion — Geplärre.
Dann werden Bürger einer halben Erde
Von ihrem väterlichen Heerde,
Von ihren Tempeln weggeschreckt,

Theils wie des Waldes Thier erschlagen,
Theils von dem Pesthauch angesteckt,
Theils wird die schrecklichste der Plagen,
Die Sklaverey auf sie gebracht.
Dann wird des Christen Ruhm, womit sich Pfaffen brüsten,
Zum Fluch der halben Welt gemacht.
Zuletzt spricht selbst der Pöbel Hohn
Des Mönchs- und Pfaffenthums sonst hochgeehrten Büsten,
Ja selbst der heiligsten Religion.

Ich habe unlängst in eines Freundes Stammbuch folgende Verse geschrieben, die nun, wie ich höre, dem P. Vitulus — ich weiß nicht, wie — in die Hände gefallen seyn sollen, und worauf er, wie mich ebenfalls ein Freund versichert, einen Ketzerproceß wider mich gründen will.

Der Mann von freyem Geist verlacht der Schwärmer Zunft,
Er glaubt, und denkt, und handelt immer nach Vernunft.
Nur ächter Christuslehre beugt er stets das Knie;
Sie ist ja nicht gestempelte Theologie.

Die Göttliche! sie haßt die Geistesskla-
verey,
Die Augsburg, Dordrecht, Rom mit
wüthendem Geschrey
Beschlossen. Nein, sie bringt uns Wahrheit,
Freyheit, Licht;
Zerschmettert jedes Joch, nur das der Tugend
nicht.

Werd' immer besser, glaub', daß du un-
sterblich bist,
Daß Gott dein Vater, Richter und Vergel-
ter ist.
Das sind des weisen Christen Hauptmysterien:
Was nützen Räthsel ihm, die er nie kann ver-
stehn?

P. Vitulus soll höchst erfreut seyn, daß er hinter diese Verse gekommen ist, und gesagt haben, dieses einzige Dokument des Unglaubens sey ihm schon hinreichend, mich ganz gewiß ins Verderben zu stürzen. Ich kann über diese satanische Hoffnung, die er sich macht, nur lachen. Er ist bereits selbst dem Pöbel so verächtlich, und gehässig, daß er alle Ursache hat, selbst auf seiner Hut

zu seyn. Als es nämlich unlängst bekannt wurde, daß er an einem schwarzen Plan, mich durch einen Ketzerproceß ins Verderben zu stürzen, brüte, wurde alles so wider ihn aufgebracht, daß über tausend Personen, theils Bürger, theils Studenten sich zusammen rotteten, auf sein Quartier zustürmten, und unter tausend Flüchen über ihn, und seines Gleichen, und mit der laut ausgesprochenen Drohung, ihn in Stücke zu hauen, in dasselbe einbrachen. Es glückte dem P. Vitulus durch ein Hinterthürchen noch zur rechten Zeit zu entwischen. Der empörte Haufe suchte alle Schlupfwinkel des Hauses aus. Und da er den P. Vitulus nicht fand, zerschlug und verdarb er nicht nur alles, was ihm gehörte, sondern verschwur sich auch, denselben außer dem Hause aufzusuchen, und nicht zu ruhen, als bis er ihn gefunden, und seiner wüthigen Verfolgungssucht gegen die besten Menschen ein Ende gemacht hätte. Ich gieng so eben über die Strasse

wo das Quartier des P. Vitulus ist, um einen Patienten zu besuchen, als der Hause tobend aus dem Hause stürmte, um den unglücklichen Schwärmer anderwärts aufzusuchen. Ich näherte mich dem Haufen, und fragte, was das zu bedeuten habe. Man sagte mir denn, daß man mich an dem P. Vitulus, der mit einem Ketzerproceß wider mich schwanger gienge, auf eine Art zu rächen entschlossen sey, daß jedem Ketzerjäger die Lust, etwas Aehnliches zu unternehmen, für die Zukunft vergehen sollte. Ich bat den Haufen recht dringend, ruhig zu seyn, und stellte ihm vor, theils daß die Machinationen des P. Vitulus ganz vergeblich seyn würden, theils daß er wegen seiner Stupidität Vergebung verdiente, indem er in der That nicht wüßte, was er dächte, und thun wollte. „Er hat doch Verstand, hieß es, zu anderer Menschen Verderben. Und hat er keinen Verstand zum Besten der Menschheit, so wollen wir ihn schon zu

Verstande bringen. Will er Satan seyn, so soll er zum Satan fahren, und nicht ferner die Ruhe guter Menschen stören."

Als ich merkte, daß ich durch keine Vorstellungen etwas ausrichten könnte, zeigte ich den Vorfall dem Herrn Stadtkommandanten, und dem Oberbürgermeister, wie auch Herrn Hofrath Weise, als dermaligend Prorektor, an. Es wurde Militär geschickt; allein der Haufe, der sich mitlerweile noch sehr ansehnlich vermehrt hatte, schien entschlossen zu seyn, sich von der Verfolgung seiner Prise auf keine Art abhalten zu lassen. Der Haufe bestürmte so eben das Haus einer berühmten Bethschwester, die mit P. Vitulus auf dem vertrautesten Fuße lebte, so daß es schon einigemal von Studenten war bemerkt worden, wie er mit ihr auf das andächtigste den Rosenkranz — im Bette bethete. Es wurde dem Haufen verrathen, daß P. Vi-

tulus durch eine Nebenthüre in dieses Haus geschlüpft sey. Die Bethschwester läugnete, daß er zu ihr gekommen sey. Das ausgeschickte Militär war bloß 30 Mann stark; und da es keinen Befehl hatte, Gewalt zu brauchen, so kehrte sich der Haufe nichts an seine Gegenwart. Herr Hofrath Weise, bey dem ich mich aufhielt, und dem der Pedell der Akademie die Nachricht brachte, daß die Studenten, welche unter diesem stürmischen Haufen sich befänden, und die nun sehr zahlreich wären, so daß sie sich bis auf 500 beliefen, auf den Befehl, den er ihnen von Seiten Ihro Magnificenz zugebracht hätte, nicht zu achten schienen — Herr Hofrath Weise entschloß sich, selbst zu dem Haufen zu gehen, um zu versuchen, ob er durch das Ansehen, das er sowohl bey den Studenten, als bey der Bürgerschaft hätte, die Ruhe herstellen könnte. Ich bat ihn, mir zu erlauben, daß ich ihn begleitete; welches er sehr gerne erlaubte, weil er auch von meiner Ge-

genwart, eine wohlthätige Wirkung hoffte. Als wir an das Haus der Beth- und Bettschwester des P. Vitulus kamen, hatte der Hause gerade die Thür eingesprengt, und stürmte nun wüthend in das Haus ein. Herr Weise redete den Haufen auf folgende Art an: „Meine Herren! Sie haben mir schon die mannigfaltigsten Beweise Ihrer Achtung, Liebe und Freundschaft gegeben. Darauf gestützt, glaube ich mit Zuversicht, Sie nur bitten zu dürfen, sich ruhig zu verhalten, und diese meine Bitte gewährt zu sehen. Ich werde die Gewährung dieser Bitte als einen besondern Beweis Ihres mir schon bey vielen Gelegenheiten geschenkten, und höchst schätzbaren Vertrauens ansehen. Auch Herr Hermann, der an meiner Seite stehet, und den Sie, wie ich höre, gegen den P. Vitulus vertheidigen wollen, dieser brave junge Mann, den Sie unlängst so ausgezeichnet und öffentlich geehrt haben, auch er bittet Sie darum. Er dankt Ihnen

verbindlichst für die gütige Gesinnung, mit der Sie ihn so eben wider den P. Vitulus in Schutz nehmen wollen. Allein überzeugt von der Bereitwilligkeit des akademischen Senats, und der Stadtobrigkeit, ihm gegen ungerechte Vecfolgungssucht Schutz und Sicherheit, und in dem Falle einer wirklichen Beleidigung, Satisfaktion zu gewähren, bittet er Sie, ihn bey der Obrigkeit zu vertreten, und ihm da Ihren schätzbaren Schutz angedeihen zu lassen. Haben Sie gegründete Klagen gegen den P. Vitulus, sie mögen von einer Art seyn, von welcher sie wollen, so können Sie versichert seyn, daß dieselben gewiß mit der Achtung, die guten Bürgern, und studirenden Jünglingen bey einer gerechten Sache gebühret, werden aufgenommen, untersucht, und zu Ihrer vollkommenen Zufriedenheit abgethan werden.

Diese kurze Anrede hatte die gewünschte Wirkung. Auch diejenigen, die schon in

das Haus eingedrungen waren, kamen wieder zurück. Einige von den Studenten und Bürgern näherten sich, als Deputirte dem Herrn Weise, und mir. Ein Student aus einem höchst ansehnlichen Hause nahm das Wort, und sagte zu Herrn Hofrath Weise. „Im Vertrauen auf Ihr gegebenes Wort, daß uns und der ganzen Stadt die Obrigkeit gegen einen Pfaffen, der sich als den verabscheuungswürdigsten Staatsverbrecher beweiset, indem er durch schwarze Plane, Ketzerprocesse anzuspinnen, die edelsten Menschen ins Verderben zu stürzen sucht, Satisfaktion, und für die Zukunft Schutz und Sicherheit gewährt werde, wollen wir ruhig aus einander gehen. Aber wir klagen hiemit den verruchten Pfaffen feyerlich und öffentlich an, und hoffen, daß Sie unsere Klage dem akademischen Senat vorlegen werden. Wir fodern mit Recht, daß er auf das heiligste verspreche, forthin von dem Frevel einer

inquisitorischen Ketzerjägerey und Verfolgungssucht gänzlich abzustehen. Sollte er noch ein einzigesmal in diesem Satansgeschäft betroffen werden, so schwören wirs zu Gott — und es sind noch weit mehrere, die gleiches Sinnes sind, als die hier versammelten Personen, — daß wir ihn selbst auf den Scheiterhaufen bringen werden. Es ist einmal hohe Zeit, daß die Menschheit mit Nachdruck gegen die Satansstreiche des Mönchs- und Pfaffenthumes geschützt, und — wenn es nöthig ist — gerächet werde. Wir leiden durchaus unter uns keinen Menschen, der das Göttliche dazu mißbraucht, um die besten, edelsten Menschen zu morden. Der Pfaff, in dessen Hand die Religion zum Dolch wird, ist Hochverräther der Menschheit und Gottheit zugleich, der unter Menschen nicht mehr geduldet werden kann. Die Obrigkeit repräsentirt die Menschheit, die in einem bestimmten Kreise lebt. Wohl ihr, wenn sie in dieser höchst wichtigen Sache die Rechte der

Menschheit respektirt, und mit dem edlen Enthusiasmus, den Religion und Menschheit in jedem guten Menschen erwecken muß, handhabt! Segen ins Besondere über unsere Obrigkeit, wenn sie in diesem Punkte thut, was sie schlechthin thun soll. Aber warum sah man denn bisher den auf Menschenmord abzweckenden Machinationen des verruchtesten Pfaffen ruhig zu? Sind die Absichten dieses Werkzeuges des Satans, und anderer ihm ähnlichen Menschenfeinde nicht schon längst bekannt? Haben sie dieselbe vor heiliger Tollwuth nicht selbst bey verschiedenen Gelegenheiten öffentlich, und der ganzen Menschheit Hohnsprechend, an den Tag gelegt? Sind offenbare Mörder in einem Staate zu dulden? Und ist die Mordsucht, die im Namen der Religion gerade den edelsten Menschen den Dolch in den Busen stößt, nicht die verabscheuungswürdigste, die sich denken läßt? O lange genug hat diese satanische Mordlust, mit den heiligen

Insignien der Religion bekleidet, in den Eingeweiden der Menschheit gewüthet, und Ströme von Blut vergossen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert geflossen sind. Die Pfaffen glaubten nur dann mit reinen Händen an den Altar zu treten, und das Göttliche zu betasten, wenn sie dieselben mit Menschenblut gewaschen hätten. Sie gaben vor, daß sie allein das Recht hätten, das Blut des Sohnes Gottes zu trinken. Aber eigentlich galt diese Behauptung nur das abscheuliche, unmenschliche Recht, worauf sie einzig Anspruch machten, das Recht nämlich, das Blut zu trinken, das von den unaufhörlichen Menschenopfern, dem Gott der Liebe gebracht, floß, und sich mit demselben Fleische zu mästen. Und zur Stillung dieses satanischen Blutdurstes, zu dieser im Namen Gottes mit Heißhunger ausgeübten Menschenfresserey gab die Obrigkeit, deren einziger Zweck ist, die Staatsbürger vor jedem Angriffe zu schützen, allen möglichen Vorschub, ja erhob

sogar diesen an der Menschheit verübten Frevel zum Staatsgesetz. Fluch solchen Obrigkeiten, Fluch von Seiten der ganzen Menschheit! Kein Thron, und sollte ihn auch die Hand der Allmacht errichtet haben, und unterstützen, wird sicher seyn vor dem alles zermalmenden Sturm der empörten, sich selbst rächenden Menschheit. In unsern Zeiten giebt es Obrigkeiten, welche ihrer Pflicht schon Genüge geleistet zu haben wähnen, und noch auf Verdienst, auf den Ruhm einer aufgeklärten Denkart Anspruch machen, wenn sie die Mordsüchtigen Machinationen der Pfaffen nicht selbst unterstützen, sondern sich bloß passiv dabey verhalten. Aber verdient die Obrigkeit Achtung, thut sie ihre Pflicht, wenn sie weiß, daß in der Mitte der Gesellschaft, die sie zu schützen hat, Mörder sind, die bald diese, bald jene Bürger zum Opfer bestimmen, und wenn dieselbe Obrigkeit, zufrieden, oder gar auf Verdienst noch Anspruch machend, daß sie den Mördern

nicht selbst die Waffen in die Hände gegeben, bey den verübten, oder zu verübenden Unmenschlichkeiten einen ruhigen Zuschauer macht? Auf eine ähnliche Weise hat sich seit einiger Zeit die hiesige Obrigkeit in Absicht auf die abscheulichsten Mörder, nämlich die, welche im Talar einhergehend, die Mordfakel schwingen, betragen. Es würde uns nie eingefallen seyn, die Anstalt zu treffen, einen religiösen Mörder selbst zu bestrafen, wenn die Obrigkeit ihre Schuldigkeit gethan hätte. Will man uns diesen Auflauf als Verbrechen anrechnen, so werden wir beweisen, daß die Obrigkeit von den Absichten dieses unter der Maske der Religion herumschleichenden Mörders, den wir so eben bestrafen wollten, wußte, ja daß selbst derselbe förmlich angeklagt wurde, und daß doch die Obrigkeit passiv dabey blieb. Wir werden beweisen, das der Höllenplan, den jener Unmensch ausgesponnen hat, gerade gegen den edelsten jungen Mann gerichtet ist, für den wir mit unserm Kopf

stehen. Wir werden beweisen, daß dieser Plan nicht ein unkräftiges, leicht zu zerreissendes Spinnengewebe, sondern in der That so beschaffen sey, daß er für jeden, noch so angesehenen, und verdienstvollen Staatsbürger gefährlich und fürchterlich werden muß, wenn die Obrigkeit nicht die ernsthaftesten, und nachdrücklichsten Maaßregeln dagegen nimmt. Die Folge wird zeigen, ob wir recht, oder unrecht haben. Wir erwarten also, daß die Obrigkeit ihre bisher in einem so höchst wichtigen Punkte bewiesene Nachlässigkeit gut machen, und die wüthigen Hunde, die unserm Leben nachstellen, entweder an feste, nicht zu zerreißende Ketten legen, oder auf immer aus der Stadt entfernen wird. Geschieht das nicht, so werden wir jeden solchen Hund, als Hund behandeln. Das sind die Gesinnungen, die ich Euer Magnificenz nicht bloß von Seiten der hier versammelten Menschen, sondern des größten Theiles der hiesigen Bürgerschaft, und beynahe aller akademischen Mit-

glieder zu eröffnen habe. Wir beschweren Sie zugleich mit dem Auftrage, unsere Klage nicht bloß dem akademischen Senat vorzutragen, sondern auch an den Stadtmagistrat zu bringen. In dem unbegränzten Vertauen auf Ihren Eifer für die gute Sache der Menschheit treten wir nun ruhig auseinander.

Als Herr Hofrath Weise versprochen hatte, alle Kräfte aufzubieten, daß die angebrachte Klage zur Zufriedenheit aller gutgesinnten Einwohner der Stadt entschieden würde, wurde dem Herrn Hofrath Weise und mir ein lärmendes Vivat, so wie dem P. Vitulus und seines Gleichen ein Pereat zugerufen. Hierauf gieng alles ruhig auseinander. Ich bin begierig, wie diese Sache ausfallen wird. Ich werde Ihnen den Ausgang dieses Processes der Menschlichkeit gegen die Unmenschlichkeit berichten. — Was habe ich von unmächtigen Pfaffen zu fürchten, so nachdrücklich

geschützt von einem Publikum, das bey dem geringsten Verdacht, daß mir von den Pfaffen etwas zu Leid geschehen möchte, solcher Auftritte fähig ist, und öffentlich bekennt, daß es mich mit Gut und Blut zu vertheidigen bereit sey? Ich will zwar solche gewaltsame Maaßregeln nicht billigen, da sie sich wider die öffentliche Ordnung und Sicherheit selbst verstoßen. Aber sie zeugen doch von einem hohen Enthusiasmus für meine Sicherheit. Und diese Gesinnung des hiesigen Publikums gegen meine Person muß mir in meiner gegenwärtigen und künftigen Lage höchst schätzbar seyn. Seyen Sie also getrost, meine Theuerste! die Pfaffen werden mir in Ihren Armen nicht schaden können, wenn sie auch unaufhörlich bellen, oder tausend Verfolgungsplane gegen mich ausbrüten. Ja, es wird die Zeit kommen, wo sie sich nicht einmal mehr trauen werden, ihren Haß gegen mich auf irgend eine Art zu äußern, um nicht selbst der Gegenstand des allgemeinen Hasses,

und des empörten, sich selbst rächenden Unwillens zu werden. Geschützt also durch die enthusiastische Stimmung eines mit Leib und Leben für mich stehenden Publikums werde ich in dem vollen Besitz der Liebe meiner Adelheid über die vergeblichen Machinationen der Pfaffen mit Verachtung und voller Geistesruhe wegsehen können. Ist mir Adelheid gut, dann bin ich der glücklichste Mann. Ganz begeistert von dieser Gesinnung habe ich folgendes Lied gemacht, womit ich meinen Brief schließen will.

Wüthet Mönche, Pfaffen wüthet!
Felsenfest ist meines Glückes Haus.
Stürmet, schäumet, fluchet, brütet
Wider mich des Satans Tücke aus!
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Laßt die Schlangenbrut mich schrecken,
Die zur Krone dienet euerm Haupt;
Wider mich den Giftzahn blecken,
Ihren Todesrachen angeschraubt!

Nichts benimmt mir meinen Muth:
A d e l h e i d ist H e r m a n n gut.

Häufet auf die Höllenqualen,
Die der schlaue Mönchsgeist je erfand;
Streckt sie aus, ihr Kannibalen,
Wider mich die Blutgetränkte Hand.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
A d e l h e i d ist H e r m a n n gut.

Dichtet wider mich Verbrechen;
Klagt mich an mit wüthendem Geschrey;
Und, um euch an mir zu rächen,
Sagt, daß ich sogar ein Ketzer sey.
Nichts benimmt mir meinen Muth.
A d e l h e i d ist H e r m a n n gut.

Schleudert fürchterliche Blitze
Wider mich vom schwülen Vatikan;
Eingetaucht in Höllenhitze
Laßt sie fahren ihre Schlangenbahn:
Nichts benimmt mir meinen Muth:
A d e l h e i d ist H e r m a n n gut.

Rüstet Kerker, schmiedet Ketten,
Bauet hohe Scheiderhaufen auf;
Und um euer Nest zu retten,
Setzt mich dann als euern H u s s e n drauf.

Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Mich beschützt ein theurer Engel;
Er vereitelt euern Höllen Plan.
Euer Sieg, ihr Gottesbengel,
Ist, wie euer Glaub', nur dummer Wahn.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Ha! sie kommt die Frühlingssonne,
Die des Pfaffenwinters Sturm gebeut;
Mich belebt mit neuer Wonne
Auf den Weg mir Segensblumen streut.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Bebet Pfaffen, Mönche bebet!
Die Vernunft ist wider euch erwacht;
Daß ihr nicht selbst das erlebet,
Was ihr guten Menschen zugedacht.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Werdet Menschen, wenn ihr lehren
Wollt die Menschen ihre hohe Pflicht.
Dann wird euch die Menschheit ehren,
Euch nicht treffen rächend das Gericht.

Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Seht, schon kommts das Sturmgewitter, —
Dort vom ew'gen Lichtreich zieht es her.
Pfaffenschädel sprengt in Splitter
Schlag auf Schlag der Menschheit Jupiter.
Nichts benimmt mir meinen Muth:
Adelheid ist Hermann gut.

Ein und zwanzigster Brief.

Ich eile, Ihnen, meine Theuerste, den Ausgang des Vorfalls, den ich Ihnen in meinem letzten Brief erzählt habe, den P. Vitulus betreffend, zu berichten. Der Proceß ist nun geschlichtet, und zwar zum größten Nachtheil des P. Vitulus, und seiner Helfershelfer. Die Kläger brachten gegen diesen Großinquisitor der hiesigen Stadt, und Gegend äußerst wichtige Dokumente zum Vorschein, wodurch der Beweis bis zur höchsten Evidenz gebracht wurde, daß er blutdürstige Absichten nicht bloß auf mich, sondern auf jeden hatte, bey wel-

chem seine Spürhundsnase Ketzergift wittern wollte. Man kam durch einen sonderbaren Zufall zu dem Besitz dieser Dokumente. P. Vitulus bediente sich seit einiger Zeit eines armen Studenten, als Abschreibers eines Manuskripts, das er im Druck herausgeben will, und das ein *Compendium* der Dogmatik und der Moral werden soll. Aus Besorgniß, der Student möchte, wenn er das Manuskript mit nach Hause nähme, etwas davon verlieren, oder Profanen mittheilen, ließ ihn der P. Vitulus in seinem Zimmer schreiben, und diktirte es ihm gewöhnlich in die Feder. Dieser Student war vorher einer der größten Schwärmer, und hing mit ganzer Seele dem P. Vitulus an. Daher machte ihn auch P. Vitulus zu seinem Vertrauten, und Geheimschreiber. Er ist ein sehr guter Kopf. Gute Köpfe sind gewöhnlich, so lange sie noch unausgebildet sind, und vorzüglich, wenn sie ihre erste Bildung von Mönchen erhalten haben, der unseligsten Schwärmerey

höchst empfänglich. Dieser junge Mensch wurde in einem Alter von zehn Jahren, als Diskantist, in dem Kloster Ochsenhausen aufgenommen, und daselbst so weit gebildet, bis er die hiesige Akademie beziehen konnte. P. Vitulus war selbst sein Lehrer und Erzieher. Und als derselbe den Ruf als Professor nach der hiesigen Akademie erhielt, nahm er seinen Zögling mit, und setzte die Bildung mit ihm hier fort. Dieser Student heißt Gutwill.

Gutwill folgte dem P. Vitulus lange Zeit, wie ein zahmes Thier. Erst seit der Zeit, als ich jenen armen Mann aus den Fluthen rettete, gieng eine Geistesmetamorphose mit ihm vor. Er besuchte mich öfters, und bat mich um meine Freundschaft, und Unterstützung auf dem Wege der Kultur. Er fühlte lebhaft die Geistesdisharmonie, in welche ihn die Grundsätze des P. Vitulus gestürzt hatten; konnte sich aber nicht selbst aus dem Chaos empor ar-

beiten. Er trug mir seine religiösen Zweifel vor, und machte mich mit der größten Aufrichtigkeit selbst mit seinen Gewissensangelegenheiten bekannt. Da ich an ihm ein redliches Streben nach Wahrheit und Tugend merkte, so bot ich ihm freundschaftlich die Hand, und konnte ihn um so geschwinder und glücklicher aus den verworrenen Schlangenwegen des Reiches der Finsterniß auf den lichten Pfad, der sich durch das Gebiet der Humanität hinzieht, bringen, da ich gerade dieselben Wege der Verirrung betreten hatte, und mit allen Schlupfwinkeln des Aberglaubens aus eigner Erfahrung bekannt war. Gutwill diente indeß noch immer dem P. Vitulus, weil er arm war, und P. Vitulus seine Dienste ihm gut belohnte. Seit kurzem witterte Gutwill den Höllenplan, den derselbe wider mich ausbrütete. P. Vitulus ließ sich unter andern verlauten, daß er in den Besitz einiger von mir gemachten Verse, die ich einem Freunde in sein Stamm-

buch geschrieben hätte, und die erzketzerisch, ja mehr als ketzerisch wären, gekommen sey. Bey dieser Gelegenheit sagte er, daß ich diesen Frevel schwer büßen sollte. Gutwill gab mir sogleich von dieser Sache Nachricht. Aber ich verachtete die Drohung dieses Pfaffen. Nun zeigt sichs erst, daß der Plan zu meinem Verderben schon sehr reif war. Auch diese Entdeckung machte Gutwill, und gab dadurch die Veranlassung zu dem stürmischen Auflauf, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe beschrieben habe.

P. Vitulus maßte sich gegen Gutwill noch dieselbe despotische Authorität, und Zucht an, womit er ihn im Kloster behandelt hatte. Gutwill gieng unlängst mit einem sehr rechtschaffenen, und allgemein geachteten Mädchen eines reichen Senators spazieren. Dieß erfuhr P. Vitulus, und sah es für ein so großes Verbrechen an, daß er seinen Zögling deßwegen bis

aufs Blut peitschte. Gutwill dadurch äußerst beleidigt, sann auf Rache. Es zeigte sich auch bald eine Gelegenheit dazu, wie ich Ihnen in diesem Briefe zeigen werde.

Gutwill hatte sich der Liebe dieses Mädchens schon ganz bemächtigt, und mir selbst diese Liebschaft entdeckt. Vor einigen Tagen kam er wieder zu mir, und äußerte mir den sehnlichsten Wunsch, die Theologie aufzugeben, und sich dem Studium der Medicin oder Jurisprudenz zu widmen. Aber er sah keinen Weg vor sich, der ihn zum erwünschten Ziele führen könnte. Denn bisher hatte ihn bloß der P. Vitulus theils selbst unterhalten, theils ihm durch seine Empfehlung Unterhalt verschaft. Gutwill hatte in den hiesigen Klöstern in jeder Woche einige Kosttage umsonst. Die übrigen gab ihm P. Vitulus. Auch zahlte dieser für sein Quartier, und schaffte ihm die nöthigen Kleidungsstücke. Nun sah er wohl ein, daß, sobald er der *sacro*

sancta theologia Abschied gäbe, P. Vitulus seine Hand ganz von ihm abziehen, und auch seine übrigen Wohlthäter von ihm entfernen würde. Da ich nun bey dem Senator sehr gut angeschrieben bin, dessen Tochter Gutwill liebte, so machte ich ihm Hoffnung, daß sich vielleicht auf meine Empfehlung, der Senator seiner annehmen, und wenn er sich gut verhalten, und in der Wissenschaft, die er wählen wollte, ausgezeichnete Fortschritte machen würde, derselbe vielleicht gar in seine Liebschaft einwilligen würde. Darüber höchst erfreut, bat er mich auf das dringendste, bey einer schicklichen Gelegenheit dem Senator seine traurige Lage vorzustellen; er versprach mir dagegen, mich sogleich von allem dem zu benachrichtigen, was der P. Vitulus gegen mich vornehmen würde; auch habe er mir so eben einige höchst wichtige Nachrichten zu bringen. Ich warnte ihn vor Rachsucht und Undankbarkeit gegen den P. Vitulus, und erklärte ihm, daß, sobald ich an

ihm einen Zug von Undankbarkeit, Rache und Untreue gegen seinen Wohlthäter merkte, ich ihm alle Freundschaft aufkündigen würde. Denn wenn er gleich allen Grund hätte, die Denkart des P. Vitulus, und seinen verfolgungssüchtigen Charakter zu verabscheuen, so dürfe er doch nie vergessen, daß derselbe von Jugend auf sein Wohlthäter gewesen sey. Ich erklärte ihm daher bestimmt, daß ich von ihm keine Notitzen von den Absichten des P. Vitulus gegen mich zu erhalten wünschte, weil dieses von seiner Seite nicht anders geschehen könnte, als durch Treulosigkeit und Undank gegen den P. Vitulus. Zu dem wäre ich auch überzeugt, daß ich dergleichen Notitzen gar nicht bedürfte, da ich mich gegen diesen Ketzerjäger gedeckt genug glaubte. Mein Grundsatz wäre, die Machinationen solcher Menschen, die in unsern Tagen nicht mehr zu fürchten wären, zu verachten, und daher gar keine Notitz davon zu nehmen. Mir wäre jede Art von Verfolgungs-

sucht so gehässig, daß ich mich scheute, auch die gerechtesten Repressalien gegen derley Menschen, wie P. Vitulus wäre, zu gebrauchen. Ich ermahnte daher Gutwill, wegen meiner ganz ohne alle Sorge zu seyn, und wenn auch P. Vitulus etwas wider mich sagte, oder vornehmen wollte, zu thun, als wenn er nichts davon wüßte. Glauben Sie nicht, sagte Gutwill, daß P. Vitulus nicht zu fürchten ist. Ich werde ihnen das Gegentheil beweisen. Doch gesetzt, Sie hätten ihn nicht zu fürchten, was soll ich denn in Rücksicht auf mich thun, da ich mit gutem Gewissen nicht länger mit diesem Manne in Verbindung seyn kann. Denn er prätendirt von mir wegen der Wohlthaten, die er mir zufließen läßt, daß ich mich als Werkeug zur Ausführung seiner schlechtesten Streiche soll gebrauchen lassen. Muß ich Wohlthaten, die aus einer so unreinen Quelle fließen, nicht von ganzem Herzen verabscheuen? Kann ich länger in dem Solde eines solchen Mannes

dienen? Wenn ich nicht thue, was er will, so muß ich es dulden, mich von ihm bis aufs Lebendige auskleiden, und bis aufs Blut peitschen zu lassen. Ich hatte bisher keine andere Wahl, als entweder Hungers zu sterben, oder dem P. Vitulus zu dienen. Hier erzählte er mir nun, daß er nicht bloß vor einigen Tagen wegen des Spazierganges mit des Herrn Senators, Ehrenfest Tochter, sondern auch wegen der Weigerung, eine höchst schlechte That, die ihm P. Vitulus zugemuthet hätte, zu begehen, bis aufs Blut gepeitscht worden wäre. Die zugemuthete That sey — ein falsches Zeugniß und Eid, das er ablegen sollte, um den P. Vitulus vor einem Schandflecken, der bald öffentlich sichtbar werden würde, und den er sich selbst zugezogen hätte, zu verwahren. Um mich mit dem abscheulichen, und zugleich auch für jeden gutgesinnten fürchterlichen Charakter desselben bekannt zu machen, wol-

le er mir die ganze Geschichte erzählen, wovon er selbst Zeuge gewesen sey.

Es sey ein Stadtmädchen von dem schlechtesten Charakter schwanger geworden, die seit einem Jahre sehr häufig bey P. Vitulus Zutritt gefunden hätte. Wenn nun dieses Mädchen, sagte Gutwill, gerade zur Zeit kam, als ich bey P. Vitulus war, so entließ mich dieser unter dem Vorwande, daß dieses Mädchen sein Beichtkind wäre, und daß er etwas in Geheim mit ihr zu sprechen hätte. Ich glaubte dieses anfänglich ganz einfältig. Allein, da dieser Besuch zu oft wiederholt wurde, so wurde mir das Beichtkind sammt dem Beichtvater verdächtig. Diesem Verdachte suchte P. Vitulus dadurch vorzubeugen, daß er mir sagte, das Mädchen sey äußerst skrupulös, und habe ihm immer neue Gewissenszweifel, besonders aber ob sie das oder jenes recht gebeicht hätte, vorzutragen. Es sey zwar ein äußerst frommes, ja er könnte wohl sagen, ein heiliges Mädchen.

Denn Sie gehe alle Sonn- und Feyertage zur Beichte und Kommunion, ja nicht selten auch an den gemeinen Tagen, wenn sie einen besondern Antrieb zur Andacht verspürte. Sie kasteye sich unaufhörlich mit Fasten, und Geiseln, lese alle Tage zur bestimmten Zeit eine Heiligen-Geschichte aus des geistreichen P. Kochems Legende, bethe dreymal des Tages den Rosenkranz, und zwar frühe Morgens, sobald sie vom Bette aufgestanden, nach dem Tische, und vor dem Schlafengehen. Nebstdem verrichte sie auch die Devotionalien aller übrigen Brüderschaften, wobey vollkommener Ablaß zu gewinnen sey. Gott habe sie auch bereits mit besonderen Gunstbezeigungen, die von jeher ein ausschließendes Eigenthum der Heiligen gewesen, begnadigt. Er erzählte mir dann verschiedene Wunder, die sie mit dem bloßen Zeichen des heiligen Kreuzes gewirkt. Auch habe sie sehr oft Erscheinungen von Jesus, der heiligen Jungfrau, und vorzüglich von den armen

Seelen, die sie durch den unermeßlichen Schatz der Ablässe, die sie täglich, ja stündlich gewinne, zu erlösen das Glück hätte. Bey allem dem sey sie doch immer mit sich selbst unzufrieden; glaube nie, ihrer Pflicht Genüge geleistet zu haben; und das sey der Grund, warum sie so oft, und zwar nicht selten zu der ungelegensten Zeit zu ihm komme. Es sey Schade, daß sie bey ihrer großen Heiligkeit so ängstlich wäre. Man dürfe auch in der Heiligkeit nichts übertreiben. *Rationabile obsequium vestrum* (euer Gottesdienst sey vernünftig) ermahne der heilige Paulus jeden Christen. Aber vermuthlich sey dieses Uebel von Gott über sie verhängt worden, damit sie nicht stolz auf ihre Heiligkeit würde. Das sey auf dem Wege zur Heiligung die gefährlichste Klippe, an die schon viele Menschen gestoßen, nachdem sie es außerordentlich hoch in der Heiligkeit gebracht hätten. Gewöhnlich seyen es die Lüste des Fleisches, in welche der Heilig-

keitsdünkel die Menschen, besonders aber Personen des weiblichen Geschlechtes, stürzte. Um nun dieses heilige Mädchen davor zu verwahren, so behandle er es äußerst streng. Diese scheinbare Strenge übte er auch in meiner Gegenwart aus, fuhr Gutwill fort. Wenn die Heilige ins Zimmer trat, so schien P. Vitulus sehr unwillig über sie zu seyn, daß sie ihm wieder überlästig wäre. Mit wildem Blicke sah er von seinem Stuhle gegen sie hin, und redete sie gewöhnlich auf folgende Art an. „Was will Sie denn schon wieder? Sie hat doch nur dummes Zeug vorzubringen, worüber ich Ihr schon tausendmal Aufschluß gegeben habe. Geh Sie Ihres Weges. Ich habe jetzt keine Zeit, mich mit Ihrem einfältigen Geschwätze abzugeben.“ Ach! hören mich doch Euer Hochwürden an, erwiederte die Heilige mit Thränen. Ich habe mein einziges Vertrauen zu Ihnen. Sie kennen mein ganzes Gewissen. Ich glaube zwar selbst, daß die Zweifel, die

mich jetzt plagen, bloße Versuchungen des Teufels seyen. Aber kein Beichtvater kann mich von meinen Versuchungen so gründlich (!) befreyen, als Sie. Hören Sie mich nur dasmal noch an. Endlich willigte der P. Vitulus ein, den Talisman seiner gründlichen Moral zur Vertreibung der Versuchungen dieser Heiligen anzuwenden, und ich erhielt einen Wink, in mein Quartier zurück zu kehren.

Wie gesagt, fuhr Gutwill fort, ich ließ mich lange durch dieses Spiel der Frömmeley täuschen, und gieng ohne allen Verdacht nach Hause. Ich bemerkte, daß P. Vitulus, wenn ich weggieng, am Fenster stand, und mir durch die ganze Strasse, durch die ich gehen mußte, nachsah, um sich zu überzeugen, daß ich wirklich in mein Quartier zurück kehrte. Dieser Umstand erregte zuerst in mir einen Verdacht in Absicht auf diese so gründlich seyn sollende moralische Kur gegen die

Versuchungen des heiligen Mädchens. Um hinter die Sache zu kommen, that ich einmal, als wenn ich nach Hause gienge; kehrte aber durch eine andere Strasse wieder in des P. Vitulus Quartier zurück; und zwar so vorsichtig, daß er mich auf keine Art sehen konnte. Ich schlich mich an das Zimmer, in welchem P. Vitulus gewöhnlich studirte, und auch die Besuche annahm. Allein ich hörte von Ferne theils ein undeutliches Gemurmel, theils ein Knarzen, ähnlich dem, das entsteht, wenn man sich im Bette unruhig herum wirft. Ich merkte, daß die ganze Heiligkeitsscene in das Schlafzimmer, und sogar, wie ich mit Grund vermuthen konnte, in das Bette des P. Vitulus verlegt sey. Um auch hierüber gewiß zu werden, kroch ich ganz behutsam in den Kamin, dessen Oeffnung in den Saal gieng. Hier belauschte ich nun die ganz neue Methode zu beichten, und zu absolviren. Hier kam ich hinter das Geheimniß, wie die vollkommenen

Ablässe zu gewinnen, und die armen Seelen im Fegefeuer zu erlösen sind. Hier merkte ich, wie der Leib zu kasteyen ist, um ein so großer Heiliger, wie P. Vitulus, und sein Beichtkind, zu werden. Hier öffnete sich mir ein Heiligthum, wo man die herrlichsten Erscheinungen der Heiligen erblicken kann. Hier gab's die seligsten Verzückungen und Verzückungen bis in den dritten Himmel. Hier wurde der freudenreiche Rosenkranz nach einer ganz neuen Methode gebethet, und die Andachtsübungen aller Brüderschaften so inbrünstig verrichtet, daß es freylich kein Wunder war, wenn alle armen Seelen auf einmal in den Himmel versetzt wurden. Das Beichtkind äußerte eine einzige Bedenklichkeit bey dieser häuslichen, ja bettlichen Andacht. „Sey unbesorgt, mein Kind, erwiederte P. Vitulus; ich verstehe die Sache aus dem Fundament, so gut als die Moral und Kasuistik.“ Dadurch schien die ängstliche Heilige ganz beruhigt zu seyn,

und überließ sich ganz der Kraftkur des gründlichen Beichtvaters. Ich schlich mich zur guten Zeit wieder fort. Ich habe noch einigemal diese Beichte und Absolution belauscht.

Aber im heiligen Eifer mag die Absolution zu kräftig, die Auflösung der Gewissensskrupel zu gründlich, der vollkommene Ablaß, der gewonnen wurde, zu vollkommen geworden seyn. Ich bemerkte bald an dieser heiligen Jungfrau die Folgen der Ueberschattung ihres heiligen Geistes. Der vollkommene Ablaß machte sich an ihrem Leibe objektiv, und dehnte sich immer mehr aus. Als nun P. Vitulus selbst muthmassen mochte, daß mir die gebenedeyete Frucht dieser heiligen Jungfrau in die Augen fallen könnte, so nahm er ihren Besuch in meiner Gegenwart nicht mehr an, ob ich gleich weiß, daß er das schon hundertmal Absolvirte noch immer wieder aufs neue absolvirte. Denn ich bemerkte oft aus mei-

nem Quartier, daß diese heilige Jungfrau durch die Strasse gieng, in welcher das Quartier des P. Vitulus liegt. Einst schlich ich nach, und schlüpfte wieder in den Kamin. Ich bemerkte wieder dasselbe, wie vorher; aber nebstdem hörte ich der Deliberation zu, die beyde anstellten, um den bestimmten heiligen Geist außer Verdachts zu bringen, und einen gewissen Soldaten an seine Stelle zu setzen. P. Vitulus rieth der heiligen Jungfrau, selbst mit diesem Soldaten zu sprechen, und ihm 30 Thaler zur Belohnung zuzusagen, wenn er das Ueberschattungswerk über sich nehmen wollte. Beyde glaubten ganz gewiß, daß sich derselbe dazu verstehen würde. Allein sie irrten sich.

Nun hören Sie, fuhr Gutwill gegen mich fort, wie sich der Heuchler benahm, und was er mir zumuthete. Als ich vor drey Tagen etwas bey ihm zu schreiben hatte, sagte er mir folgendes. Ich habe dir

einmal gesagt, daß Stolz die gefährlichste Klippe sey, an welche oft sehr heilige Menschen scheitern. Das hat nun auch, leider! mein sonst so heiliges Beichtkind erfahren, das du öfters bey mir sahst. Sie ist der Versuchung des Fleisches unterlegen. Aber nicht genug. Wenn Heilige fallen, so fallen sie gewöhnlich sehr tief, wie wir ein Beyspiel an dem heiligen König David haben. Daß das Mädchen, von dem ich spreche, eine Hure geworden ist, das wäre ihr noch einigermassen zu verzeihen, obschon das Laster der Unzucht an sich höchst verabscheuungswürdig ist. Aber es muß hier so manches auf die Rechnung der menschlichen Schwäche kommen. Durch die Erbsünde ist vorzüglich der Trieb zu fleischlichen Lüsten herrschend geworden. Aber was das größte, durchaus unverzeihliche Verbrechen jenes verruchten Mädchens und eine wahre Sünde wider den heiligen Geist ist, von der unser göttliche Heiland sagt, daß sie weder in dieser, noch in der

andern Welt vergeben werde, besteht darin, daß sie einen höchst berühmten, gelehrten und frommen Geistlichen, der mein vertrauter Freund ist, und von dem ich gewiß weiß, daß er einer so schändlichen That nicht einmal in Gedanken fähig ist, in Verdacht bringen will. Ich weiß zugleich gewiß, daß der wahre Thäter ein Soldat der hiesigen Garnison, mit Namen Schweiner, der in der Fuchtelstrasse wohnt, ist. Aber ich darf von dieser Kenntniß keinen Gebrauch machen, weil sie mir im Beichtstuhle zugeflossen ist. Zu diesem Geistlichen kam sie eben so oft, wie zu mir, ihrer Gewissensskrupel wegen. Was nun den Verdacht gegen diesen Geistlichen vermehrt, ist der Umstand, daß er sie einst bey nicht verschlossener Thür auf seinem Soffa beichthörte. Die Dirne hatte noch zur Zeit, als sie wirklich sehr fromm war, und gewiß an nichts Böses dachte, die Gewohnheit, sich an den Beichtvater so anzuschmiegen,

daß es für einen Zuschauer den Schein erregen mußte, als wenn zwischen ihr und dem Beichtvater etwas Böses getrieben würde. Ich habe sie einigemale mitten unter der Beicht mit heiligem Unwillen von mir weggestoßen, so daß sie auf die Erde fiel. Sie entschuldigte sich damit, daß sie mehr Trost und Beruhigung fände, wenn sie die Belehrungen des Beichtvaters unmittelbar aus seinem Mund und Herzen schöpfen könnte. Mein Freund mochte nun weniger behutsam gewesen seyn. Und als sie so fest an ihm hieng, trat unvermuthet ein verfluchter Aufklärer ins Zimmer, der mit Hohngelächter aufschreyend: „hier komme ich ganz ungelegen; fahren Euer Hochwürden fort, ich will Sie in Ihrem heiligen Geschäfte keineswegs stören," sogleich wieder fortgieng. Beyde, das Beichtkind, und der Beichtvater durch das plötzliche Hereintreten eines Menschen ins Zimmer, ohne angepocht zu haben, und durch sein aufgeschlagenes Hohngelächter überrascht

und erschrocken, fuhren geschwind aus einander. Das sah der Satansknecht als einen neuen Beweis einer verübten Schandthat an. Als sich der Beichtvater ein wenig besonnen hatte, lief er dem Aufklärer nach, in der Absicht, ihm das besorgte Vorurtheil zu benehmen; aber er war schon fort.

Einige Tage darauf gieng das noch immer fromme Mädchen ganz allein spazieren, und bethete dabey leise den heiligen Rosenkranz. Hier sah sie der Soldat Schweiner von Ferne, ein gottloser Kerl, der im Sold der Aufklärer stehet, und einen Hausdiener bey demselben verruchten Menschen macht, welcher die bloße Beichte für eine Schandthat ansah. Dieser mochte ihm nun seinen gottlosen Verdacht für die geschehene That selbst aufgehängt haben. Der Soldat also in der Meinung, daß das Mädchen wirklich mit meinem Freunde, diesem in der That exemplarischen Geistlichen,

zu thun gehabt hätte, entschloß sich nun gleich, seine Verführungskünste gegen sie zu versuchen, um, wie er sich gegen einen Vertrauten ausdrückte, einmal einen Baum in einem Pfaffengarten zu schütteln, und bey dem Genuß dieser ganz eignen Frucht zu schmecken, wie süße der Herr sey. Um nun das fromme Mädchen zu locken, zog er ebenfalls einen Rosenkranz aus der Tasche, und that, indeß er denselben sehr andächtig bethete, als wenn er das Mädchen gar nicht sähe, gieng ihr aber immer näher zu. Als er gleichsam an sie stieß, that der Heuchler, als wenn er darüber betroffen wäre, daß er auf dem Wege bethend, und zwar den Rosenkranz (welches, Gott erbarm's, in unsern verkehrten Zeiten als die größte Schande angesehen wird) von einem Frauenzimmer angetroffen würde. Das Mädchen, hier nichts weniger, als Verstellung ahnend, sagte in ihrer Einfalt zu dem Heuchler: es scheint, Sie sind betroffen, daß ich Sie den Rosenkranz bethen

sah. Es ist keine Schande, zu bethen, am wenigsten das nach dem Vaterunser heiligste Gebeth — den Rosenkranz. Nur in den Augen unserer heutigen Aufklärer fängt diese heilige Verrichtung an, Schande zu werden; ja die Verachtung derselben ist schon zum herrschenden Tone geworden. Ich gehöre nicht zu dieser verfluchten Menschenklasse. Sie sehen, ich bethe so eben auch den Rosenkranz. —

Der Heuchler that, als wenn er dieß vorher gar nicht bemerkt hätte, und rief mit verstellter Begeisterung aus: Gott! wie freue ich mich, hier eine gleichgestimmte Seele zu finden; Sie sind doch die einzige Dame in der Stadt, die sich nicht schämet, öffentlich den Rosenkranz zu bethen, und sich rühmt in dem Kreuze unseres Herrn Jesu Christi, das den Weisen unserer Zeit theils ein Aergerniß, theils eine Thorheit ist. Es giebt doch noch fromme, unschuldige, heilige Seelen in dem verfluchten Sodoma der heutigen Welt! Hier war es,

wo sich Stolz, und Heiligkeitsdünkel in die Seele des getäuschten Mädchen schlich, und hiemit ward der Grund gelegt zu dem Falle, der noch auf demselben Spaziergang geschah. Wo soll das noch hinaus gehen, fuhr der Verführer fort? Ich bin Unterofficier, und habe sehr gute Aussicht, bald weiter zu avanciren. Sie wissen, daß Einsamkeit sonst die Sache des Soldaten nicht ist. Er lebt gern in der Welt, mit der Welt, und für die Welt. Ich fühle sehr oft den Drang, mich in einer honneten Gesellschaft zu erholen, um so mehr, da ich immer sehr viele Arbeiten habe. Da ich nämlich eine sehr leserliche, und auch, wie man glaubt, nicht unzierliche Hand schreibe, so bekomme ich von Advokaten, und hiesigen Professoren immer eine Menge von Manuskripten, die ich ins Reine zu schreiben habe. Hab' ich nichts in meinem Dienste zu thun, so sitze ich an dem Schreibtische. Wenn ich nun den ganzen Tag gesessen habe, dann regt sich in mir das Be-

dürfniß, mich zu zerstreuen, und an dem sehr menschlichen Genuß einer in Ehren fröhlichen Gesellschaft Theil zu nehmen, so lebhaft, wie das Bedürfniß zu essen und zu trinken, wenn man lange keine Nahrungsmittel genossen hat. Aber wo soll ich hingehen? Ueberall hört man ärgerliche und freventliche Reden wider die heiligsten Geheimnisse der Religion, und wider die Diener des Herrn nebst Zotten und Possen. Ich enthalte mich daher lieber der Gesellschaften in den öffentlichen Ergötzungsörtern. Meine einzige Zerstreuung besteht darin, daß ich hie und da ganz allein spazieren gehe, und — dabey den Rosenkranz bethe. Durch diese Sirenenstimme war nun das Mädchen ganz bezaubert. Ich mache es gerade so, wie Sie, sagte sie. Doch werden Sie zu Hause oft eine angenehme Unterhaltung haben, auf die auch ich Verzicht leisten muß, da ich ganz für mich lebe. Wie zu Hause? fragte der Verführer. Sie denken vielleicht, ich sey

verheirathet. Das ist aber der Fall nicht. Wenn ich mich den ganzen Tag müde gearbeitet habe, so muß ich mir erst noch etwas kochen, wenn ich nicht mit bloßem Brod und Bier vorlieb nehmen will. Ich könnte freylich eine Frau sehr gut brauchen, und auch ernähren; aber auch das weibliche Geschlecht ist heut zu Tage unter allen Ständen so sehr verdorben, daß ich noch kein Mädchen gefunden habe, mit dem ich ganz ein Herz und eine Seele seyn könnte. Ich würde recht gern heirathen, wenn ich ein frommes Mädchen bekommen könnte. Die wenigen Frommen scheuen den Soldatenstand, und ich trage nicht gern meine Frömmigkeit zur Schau. Vertrauen Sie nur auf Gott, sagte das bethörte Mädchen, das schon selbst, ohne es vielleicht selbst zu bemerken, lüstern nach diesem verstellten Engel des Lichtes war. Darf ich Sie nicht weiter begleiten, fragte der schlaue Verführer, da es mir eine wahre Wonne ist, mit einer so frommen Seele bekannt

geworden zu seyn? Wir könnten da in dem Wald den Rosenkranz miteinander bethen. Es wird mir eben so viel Vergnügen, als Ehre seyn, einen so braven Mann, mit dem ich nach Herzenslust über heilige Dinge sprechen kann, zum Begleiter zu haben.

Dieses Gespräch belauschte jemand in einem Garten, an dessen Zaun die beyden Leutchen zusammen trafen, fuhr P. Vitulus fort. Als sie nun dem benachbarten Wald zugiengen, um da, wie der Verführer sprach, im Schatten zu gehen, und ungehindert ihren Rosenkranz bethen, oder sich mit gottseligen Gesprächen laben zu können, schlich der Unbekannte ihnen nach. Sie betheten auch wirklich den Rosenkranz, und sprachen dann von geistlichen Dingen, wobey sie einander immer lieber gewannen, und zärtlicher wurden. Das Ende vom Lied war, daß sie sich endlich in dem Gebüsche niedersetzten, um, wie sie sagten, auszuruhen. Aber ach! hier wurde zuletzt

ein ganz anderer Rosenkranz angestimmt, und die seit vielen Jahren durch tausend Leibeskasteyungen eroberte, und mit einer unendlichen Menge von vollkommnen Ablässen versehene Heiligkeit war — in einem Augenblicke dahin. Hieraus kannst du sehen, lieber Guttwill, daß man nie auf seine Heiligkeit stolz seyn dürfe. Doch, wie gesagt, diesen Fehler wollte ich dem verführten Mädchen verzeihen. Aber nun ist sie so Gottvergessen, daß sie jenen Umstand, der sich, als sie meinem Freunde in seinem Zimmer beichtete, ereignete, dazu benützt, daß sie einen der frömmsten Geistlichen, und dadurch die ganze Geistlichkeit in Schand und Spott setzen will. Die Sache wird bald laut werden; denn ihre Schwangerschaft wird immer bemerkbarer, so sehr sie auch dieselbe zu verhüllen strebt. Hast du noch nichts in der Stadt davon gehört? fragte er ganz bedenklich. Ich antwortete mit Nein. Nun so ist es noch Zeit, die Ehre Gottes, die Ehre meines Freundes, und

der ganzen, in unsern Tagen ohnehin so sehr verachteten Geistlichkeit zu retten. Ich werde nächster Tage selbst die Obrigkeit auf die Schwangerschaft dieses Mädchens aufmerksam machen, und zugleich sagen, daß du darüber vollkommenen Aufschluß geben könntest. Wie kann ich das? fiel ich dem P. Vitulus in die Rede. Ich will dir sogleich sagen, wie. Was ich dir so eben gesagt habe, ist die reinste Wahrheit. Das kann ich dir zu Gott beschwören. Denn ich weiß alles aus dem Beichtstuhle. Da ich aber davon keinen Gebrauch machen kann, so muß Jemand anders statt meiner auftreten. Da du nun vollkommen von der Wahrheit dessen, was ich dir erzählt habe, überzeugt seyn kannst (wenn du mir in einer so wichtigen Sache auch nur die moralische Möglichkeit zu lügen zutrauen wolltest, so wäre das schon ein gottloses Verbrechen gegen einen Gesalbten des Herrn, und ich darf wohl hinzusetzen, gegen einen solchen, wie ich bin): so ist es eben so viel,

als wenn du selbst Ohren= und Augenzeuge des Erzählten gewesen wärest; du kannst daher vor Gericht auch bezeugen, ja beschwören, daß du die beyden Menschen anfangs bey ihrer Zusammenkunft hinter einer Hecke stehend belauscht, und dann, ihnen nachschleichend, sie in der That selbst ertappt hättest. Gott bewahre mich, rief ich hier aus, vor einem solchen Zeugniß, und vor einem solchen Schwur! Ein Zeugniß und Schwur, fuhr P. Vitulus fort, ist nur dann Sünde, wenn das Bezeugte und Beschworne falsch ist; hier hat aber gerade absolute Wahrheit desselben statt, also kann es keine Sünde, sondern, da es hier darauf ankommt, die Ehre Gottes und seiner Diener zu retten, vielmehr ein höchst verdienstliches Werk seyn. Ich soll beschwören, wendete ich ein, daß ich das, was Sie mir erzählt haben, alles gehört und gesehen habe; ist denn das keine Lüge? Ob du, oder ein anderer das Erzählte gehört und gesehen, das ist bloße

Nebensache. Die Hauptsache ist, daß es wirklich gehört und gesehen worden, und folglich auch geschehen ist. Daß das aber wirklich der Fall sey, das kann ich dir bey Gott beschwören, da ich es aus dem Beichtstuhle weiß; also ist es auch keine Lüge, die hier das Wesentliche des Zeugnisses und Schwures betrifft, sondern die vermeintliche Lüge ist bloß die Stellvertretung eines andern, der wirklich Augen- und Ohrenzeuge war. Das kann bey der Untersuchung einer Sache ganz gleich gelten, ob Titius, oder Sempronius, oder Kajus u. s. w. als Zeuge auftritt; sondern es kommt einzig darauf an, ob das Bezeugte, das unter gewissen Umständen noch mit einem Schwur zu erhärten ist, wahr ist. Wenn du daher bezeugst und beschwörst, daß du das Erzählte selbst gehört und gesehen habest, so heißt das eigentlich nichts anders, als daß du die Wahrheit desselben gewiß wissest. Das weißt du aber gewiß aus meinem Gott geweihten Munde, der in einem so wichtigen

Falle eben so wenig lügen kann, als der heilige Geist selbst, dessen Werkzeug er einzig ist; also hast du gar keinen Grund zu einer Bedenklichkeit, das Erzählte vor Gericht zu bezeugen und zu beschwören. Und willst du die Behauptung dessen, was hier bloße Nebensache ist, nämlich daß du selbst alles gehört und gesehen habest, doch eine Lüge nennen, so mußt du wissen, daß es auch heilige, und daher Gott höchst wohlgefällige, und verdienstliche Lügen gebe. Das kannst du mir schon auf mein Wort glauben, da du weißt, daß ich einer der ersten Moralisten bin, die je in der christlichen Kirche aufgetreten sind. Aber wenn du meinem Worte nicht glauben willst, so glaube wenigstens dem Worte Gottes. Haben nicht die ägyptischen Hebammen Gott zu Liebe, und zum Besten des Volkes Gottes gelogen? Und hat nicht Gott selbst, nach dem Zeugniß der Bibel, diese Lüge gebilligt, und die Hebammen dafür gesegnet? Warum war nun diese offenbare Lüge in

den Augen Gottes dennoch heilig, verdienstlich, und belohnungswürdig? Bloß weil die Absicht derselben die Beförderung der Ehre Gottes, und der Wohlfahrt seines Volkes war? Und ist hier in dem, was ich dir rathe, nicht derselbe Fall?

Ich erklärte dem P. Vitulus freymüthig, daß sich gegen seine so eben gegebene Erklärung einer Bibelstelle so manches einwenden ließe, worauf ich mich jedoch für jetzt nicht einlassen könnte. Aber wenn sie auch die richtige wäre, so würde ich doch nie zu bewegen seyn, ein solches Zeugniß, oder Eid abzulegen. Durch diese Erklärung äußerst in Wuth gebracht, entfuhren dem P. Vitulus folgende Reden: Du verruchter Bösewicht! du! Es ist nun offenbar, daß auch du von den Satanslehren unserer Aufklärer angesteckt bist. Du erfrechest dich, zu sagen: wenn auch die Bibel das oder jenes sagt, so will ichs doch nicht glauben, nicht befolgen! Welche Gottlosigkeit! Gut, daß

ich ein solches Zeugniß aus deinem Munde gehört habe; ich will es sogleich *ad notam* nehmen (er gieng an seinen Schreibepult, und schrieb etwas auf ein Papier, das schon ziemlich vollgeschrieben war; ich konnte von Ferne nur sehen, daß das Papier oben mit einem großen Kreuze von rother Farbe bezeichnet war). Als er mit seiner Schreiberey fertig war, fuhr er fort: aber wisse, junger Satansknecht, daß ich von dem Stellvertreter Gottes auf Erden selbst, und dann von dem ersten Staatsminister im Namen des Königs den Auftrag, und die Vollmacht habe, jeden, der sich der verfluchten Aufklärung, die nun herrschend zu werden anfängt, und den Altären und Thronen den Untergang drohet, auch nur verdächtig macht, einem ewigen Kerker, was noch die gelindeste Strafe ist, und, nach Beschaffenheit der Umstände, auch selbst dem Tode, auf welche Weise es immer geschehen möge, zu übergeben. Wisse, daß ich nächstens — (hier brach er ab; ver-

muthlich wollte er sagen, daß er nächstens seinen Auftrag in Rücksicht auf einige Personen vollziehen werde). Du hast dich so eben durch die offenbarste Verachtung der Bibel, und der Moral, die die heilige, unfehlbare, alleinseligmachende Kirche von jeher gelehrt hat, und in diesen verderbten Zeiten durch mich verkündet, selbst in die schwarze Klasse derjenigen Menschen versetzt, die zum ewigen Kerker, oder zum Tode reif sind. Das einzige Mittel, dieses Verbrechen wieder gut zu machen, und aus dieser Liste wieder ausgestrichen zu werden, ist, daß du das Erzählte, für dessen Wahrheit mein Gewissen, und Gott selbst, dessen Ehre ich einzig vertheidige, Bürge ist, bezeugest und beschwörest; oder — du bist verlohren. Im Hochgefühl der höchst beleidigten Menschenwürde, und des abscheulichsten Hochverrathes an der Religion selbst, die der Heuchler vorspiegelte, antwortete ich entschlossen: lieber sterben, als das angemuthete Zeugniß und Eid ablegen, da

ich vielmehr aus dem, was ich selbst erfahren, durch meine Sinne vernommen habe, das Gegentheil beschwören kann. Wie? du kannst das Gegentheil beschwören? fiel mir P. Vitulus in die Rede. — Freylich machen sich die Aufklärer kein Gewissen aus einem falschen Schwure. Ich verstehe dich. Aber damit du siehst, daß ich noch Mitleiden mit dir habe, und dich nicht gern ins Verderben stürze, gebe ich dir drey Tage Bedenkzeit. — So eben fällt mir noch ein Verbrechen ein, sagte er ferner, wofür du sogleich gezüchtigt werden mußt. Du bist vor einigen Tagen mit einem Mädchen spazieren gegangen. Ich läugnete es nicht, und war einfältig genug, mich von ihm bis aufs Blut peitschen zu lassen.

Sagen Sie mir nun selbst, schloß Gutwill diese merkwürdige Erzählung, ob ich ferner mit gutem Gewissen im Solde dieses Mannes stehen kann? Ich bin vielmehr entschlossen, lieber Hungers zu sterben, als

durch den Zufluß von Wohlthaten, deren Absicht so teuflisch ist, zu leben. Ich beschwöre Sie daher, sobald als möglich, mit dem Herrn Senator, dessen Tochter ich liebe, oder mit andern Menschenfreunden zu sprechen. — Da ich eben auf den andern Tag von dem Herrn Senator zu Tische geladen war, so versprach ich Gutwill mit ihm über seine Angelegenheiten auf das nachdrücklichste zu sprechen. Es war eben unmittelbar nach Mittag, als Gutwill mir diese wichtigen Nachrichten brachte. Er sagte endlich beym Abschiede, daß er wieder zum P. Vitulus bestellt sey, und ihm etwas abschreiben müsse. Ich rieth ihm, heute noch zu ihm zu gehen; ich wäre der zuversichtlichsten Hoffnung, daß es mir durch die Unterstützung verschiedener Menschenfreunde gelingen würde, wenigstens in einigen Tagen ihn aus den Fesseln dieses satanischen Wohlthäters zu erretten. Er sagte endlich, daß gerade heute die ihm gegebene Bedenkzeit, sich zu einem Verbrechen

wider Gott und die Menschheit zu entschlie-
ßen, verflossen sey, und daß P. Vitulus ihm heute frühe schon erklärt habe, daß er heute nach Mittag seine Resolution erwarte. Er sey fest entschlossen, ihm dieselbe Erklärung zu wiederholen, die er ihm bereits vor drey Tagen gethan hätte. Ich bestärkte ihn in seinem edlen Entschluß, und so gieng er von mir. Es thut mir leid, daß ich für jetzt meinen Brief schließen, und die Erzählung des ganzen Vorfalls auf den nächsten Posttag verschieben muß. Die Pflicht fodert mich zu einem Patienten, der mich so eben rufen läßt. Adieu, meine Theuerste!

Zwey und zwanzigster Brief.

Ich habe, meine Theuerste, heute den Ausgang des Vorfalls vollends zu berichten, der bey uns so viel Aufsehen machte, und unserm Großinquisitor auf einmal und immer, wenigstens für unsere Gegend, das Handwerk legte. Sie werden daraus ersehen, daß die Vorsehung recht offenbar, und höchst gütig mich in Schutz nahm, und daß die Enthüllung der schwarzen Absichten des P. Vitulus für mich ein wahres Glück war. Dieser Vorfall wird auch mir für immer eine heilsame Belehrung seyn,

und mich nicht bloß vor jeder Unvorsichtigkeit, sondern auch von dem Wahn überhaupt, daß die Ketzerjäger in unsern Zeiten nicht mehr zu fürchten seyn, verwahren. Ich fahre nun in der Erzählung dieses höchst merkwürdigen Vorfalls fort.

Unmittelbar des andern Tages, als Gutwill bey mir war, brach der Aufruhr der hiesigen Bürger und Studenten wider den P. Vitulus aus. Bey der Untersuchung dieses Vorfalls ergab sich's nun, daß Gutwill die Veranlassung dazu gegeben, ob er gleich nicht selbst Theil daran genommen hatte. Die Veranlassung dazu aber gab er auf folgende Art. Als er Tags vorher von mir weggieng, und zum P. Vitulus kam, gab ihm derselbe, vermuthlich um ihn einzuschrecken, und zu dem zugemutheten falschen Eide zu bewegen, einen Brief abzuschreiben, den er an den Papst in Betreff der Aufklärer schicken wollte. Um ihn von der fürchterlichen Wichtigkeit

dieses Briefes zu überzeugen, las er ihm vorher selbst das Breve des Papstes vor, worin derselbe dem P. Vitulus den Auftrag giebt, auf die Ungläubigen unserer Zeit, die man gewöhnlich Aufklärer nenne, ein wachsames Auge zu haben, und ihm von Zeit zu Zeit die Namen derjenigen, die er, von der Pest der Neuerungssucht angesteckt, oder auch nur in diesem Punkte verdächtig gefunden hätte, einzuschicken. Er hätte schon von dem ersten Staatsminister Frankreichs die Zusage, daß jeder solcher Mensch in Vrehaft genommen, und dem Gerichte der Kirche übergeben werden sollte. Die Kirche wäre seit einigen Jahrhunderten eine zu nachsichtige Mutter gewesen, und hätte daher die Altäre und die Throne der höchsten Gefahr ausgesetzt, welche nicht anders entfernt werden könnte, als daß die alten Kirchengesetze wider diejenigen, welche auch nur im geringsten von dem alleinseligmachenden Glauben abwichen, aufs neue gelten gemacht würden. Die räutigen Schafe

müßten schlechthin von den noch gesunden abgesöndert werden, wenn die Ansteckung nicht allgemein werden sollte. Also wenn man auch aus übergroßer Nachsicht dergleichen Verführern das Leben schenken wollte, so könnte man doch von ewiger Gefängnißstrafe nicht abgehen, wenn nicht alles verlohren gehen sollte. Da nun vorzüglich die heiligen Mönchsorden, welche der wahre Schmuck und die Schutzmauer der streitenden Kirche wären, der Gegenstand der Verachtung, des Spottes und Hasses der Aufklärer wären, weil sie wohl wüßten, daß sobald dieselben allgemein verachtet würden, auch die Kirche Gottes selbst sich nicht mehr vor dem allgemeinen Hohngelächter schützen könnte: so wäre es der Gerechtigkeit gemäß, daß jene Feinde der Klöster, und der Kirche in die Klostergefängnisse gebracht, ihr Leben gerade da hinseufzen müßten, wo sie alles verheert wissen möchten. „Sie schildern die Klöster als die irdische Hölle der Menschheit; sie sollen daher ihre Hölle da finden,

wo gute Menschen ein Paradies finden," sagt unter andern der Papst. Auf solche Art könnten die Scheiterhaufen entbehrt, und doch die goldenen Zeiten der Kirche wieder zurück gebracht werden, wo man den Verstand zum Dienste des Glaubens gefangen gebend, jedes Wort des Statthalters Christi auf Erden, als Gotteswort, respektirt und befolgt hätte. Der Papst ertheilte endlich dem P. Vitulus für jede Prise, die er machen, und jedem, der dazu mit beytragen würde, den vollkommensten Ablaß.

In dem Antwortsschreiben des P. Vitulus an den Papst wurde unter andern behauptet, daß man die Inquisition bey jungen Leuten anfangen, und vorzüglich einige exemplarische Strafen exequiren müßte, um die übrigen, die denselben Weg des Verderbens einzuschlagen Lust hätten, auf eine nachdrückliche Art abzuschrecken. Denn junge Leute wären vorzüglich des Freyheits-

schwindels empfänglich. Nachdem man die Jugend erschüttert hätte, müßte man den Lehrern zu Leibe gehen, und jeden, der auch nur von Ferne der verfluchten Aufklärungssucht verdächtig wäre, in Klosterkerker bringen, und in Ketten und Bande werfen. Zu diesem Ende hätte er schon einige wichtige Prisen, die zu machen wären, ausersehen. Ihro Heiligkeit möchten ihm nur sobald, als möglich, von dem ersten Staatsminister, Verhaftungsbefehle, oder wenigstens die Erlaubniß, derley gefährliche Menschen auf immer unsichtbar und unschädlich zu machen, auswirken. Sobald dieses geschehen wäre, so sollte der erste Angriff auf einen Mediciner, mit Namen Hermann, gehen, der in der hiesigen Gegend der gefährlichste Mensch wäre, weil man ihn beynahe anbethete, und nicht ehrenvoll genug auszeichnen könnte. Als Beweis der verfluchten Denkart dieses Menschen, möchten Ihro Heiligkeit beyliegende Verse dienen, die derselbe einem seiner Freunde ins Stamm-

buch geschrieben hätte. Das gottlose Streben der Aufklärer wäre vorzüglich dahin gerichtet, die christliche Religion überhaupt, und vorzüglich die katholische der Vernunft zu unterwerfen, die doch in allen Glaubenssachen absolut blind wäre, und daher die Göttlichkeit derselben durch die Vernünftigkeit zu vernichten. Dieser Grundirrthum aber, die geoffenbarte Religion zur Vernunft herabzuwürdigen, wäre schon durch das Daseyn der Offenbarung selbst widerlegt. Denn wenn die Vernunft über die Heilswahrheiten Aufschluß geben, oder dieselben auch nur im geringsten prüfen könnte, so würde Gott nicht nöthig gehabt haben, dieselben zu offenbaren. Die wahre Offenbarung wäre alsdenn in eines jeden Vernunft. Und gerade das wärs, was die Aufklärer vorzüglich behaupteten, und was auch in jenen gottlosen Versen, aller Offenbarung zum Spotte, auf das deutlichste ausgesprochen wäre. P. Vitulus versicherte zuletzt, daß er bereit wäre, Leib und

Leben für die Ehre Gottes und seiner Kirche zu wagen. Er würde sich glücklich schätzen, wenn es ihm gelänge, alle Ketzer und Aufklärer von der Erde zu vertilgen. „Möchten sie doch sämmtlich nur einen Kopf haben, damit ich mit dem Schwerdte des Herrn denselben mit Einem Streiche abhauen könnte!“ Die väterliche Güte Ihro päpstlichen Heiligkeit, nach welcher derley verderbliche Menschen nur zu einem ewigen Kerker verdammt würden, könnte zwar nicht genug verehrt und gepriesen werden: aber es müßte doch billig die Einschränkung gemacht werden, daß in den Fällen, wo man jene Strafe nicht vollziehen könnte, ohne daß große Unruhe unter den zahlreichen Anhängern, die sich schon bis in alle Klassen des gemeinen Volkes hinein erstreckten, entstünde, man ohne Bedenken zu dem Mittel griffe, das eben ausführbar wäre. Diese Menschenverführer, diese Hochverräther der Altäre und der Thronen hätten einmal das Leben verwirkt, wie es die ununterbro

chene Lehre der unfehlbaren Kirche, den deutlichsten Aussprüchen der Offenbarung gemäß, von jeher gewesen wäre. Könnten sie daher nicht durch einen ewigen Kerker unschädlich gemacht werden, so müßten sie auf eine andere Art aus dem Wege geräumt werden. Das wäre nur durch die wohlverdiente Todesstrafe möglich. Da aber die öffentlichen Todesstrafen, die in dem goldenen Zeitalter der Kirche gewöhnlich gewesen, wegen des beynahe allgemeinen, und höchsten Verderbnisses unter den Menschen, das die Aufklärer gestiftet hätten, nicht mehr ausführbar wären, ohne die Gefahr zu allgemeinen Empörungen christlicher Nationen herbeyzuführen, so müßte man seine Zuflucht zu geheimen, vor dem großen Haufen nicht bemerkbaren Todesarten nehmen. Das war der Hauptinhalt des Briefes, den P. Vitulus an den Papst koncipirt hatte, und den Gutwill ins Reine schreiben sollte.

Um nun Gutwill in der Einsamkeit

durch Schrecken zu foltern, und für seine Absichten zu gewinnen, sagte P. Vitulus, er müßte einen Besuch machen. Er sollte mittlerweile den vorgelegten Brief recht schön abschreiben, und zugleich überlegen, ob er den für die Ehre Gottes und der Kirche nothwendigen, und zugleich auf absolute Wahrheit gegründeten Eid ablegen wollte. Nach einer Stunde würde er wieder zurück kommen, und ihm seine definitive Entschließung absodern. Es fiel dem P. Vitulus im Traume nicht ein, daß Gutwill es wagen würde, sich von ihm gänzlich zu trennen, oder ihn gar zu verrathen. Er glaubte vielmehr, daß derselbe an ihn durch die drückendste Armuth fest gefesselt wäre, ohne sich losreißen zu können. Er glaubte ferner, daß er durch dieselbe Armuth gezwungen, keine andere Lebensart, als den Klosterstand würde wählen können. Und da eben in einigen Monaten zu Ochsenhausen Admission seyn sollte, so war er entschlossen, seinen Zög-

ling bey dieser Gelegenheit auf eine solche Art zu versorgen, daß er ihm nicht mehr schaden könnte. Ja er war so gar überzeugt, daß sich Gutwill glücklich schätzen würde, wenn er in diese berühmte, und glänzende Reichsprälatur, aufgenommen würde. Gutwill hatte sich vor einigen Monaten wirklich schon bereden lassen, eine Supplik an den Reichsprälaten zu Ochsenhausen, begleitet mit einem nachdrücklichen Empfehlungsschreiben des P. Vitulus einzuschicken. Daß Gutwill in der Aufklärung seit einer so kurzen Zeit so weit gekommen, daß er dieses, in seinem Augen vorher glänzende, Glück nun von ganzem Herzen verabscheute, daran dachte P. Vitulus gar nicht. Auch dieses Glück, das ihm durch seine Vermittelung ganz gewiß zu Theil werden sollte, ein Glück, das ihm, aus dem Bettelstand gebohren, den Weg bis zum Reichsfürsten-Thron eröffnete, so wie auch wirklich der jetzige Reichsprälat zu Ochsenhausen ein armer Hirtenjunge

gewesen, und in seiner Kindheit das Vieh hätte hüten müssen, statt daß er jetzt Ochsen von einer ganz andern Art zu weiden hätte — auch dieses Glück führte er ihm wieder zu Gemüthe. Durch diese zwey mächtigen Triebfedern des menschlichen Herzens also, nämlich durch Furcht und Hoffnung, glaubte P. Vitulus ganz gewiß, Gutwill zu seinen Absichten stimmen zu können. In dieser vollkommenen Ueberzeugung gieng P. Vitulus fort, und ließ Gutwill in seinem Zimmer ganz allein.

Gutwill sah dem P. Vitulus unbemerkt von dem Fenster aus nach. Und nachdem sich derselbe so weit entfernt hatte, daß er ihn nicht mehr sehen konnte, entschloß er sich kurz und gut dazu, daß er sowohl das päpstliche Breve, als auch das Koncept des Briefes, den P. Vitulus an den Papst schicken wollte, zu sich steckte, die Thüre des Zimmers hinter sich zuschloß,

und aus dem Hause gieng. Hier begegneten ihm so eben bis 20 Studenten, die lauter abgesagte Feinde des P. Vitulus waren. Diesen las er nun die Briefe vor. Alle über den Inhalt derselben aufgebracht, schwuren dem P. Vitulus Mord und Tod. Einer riß endlich unvermuthet dem Gutwill die Briefe aus der Hand. Die übrigen klatschten in die Hand, und sagten, man müßte sich dieser Dokumente bemächtigen, weil zu befürchten wäre, daß sich Gutwill auf irgend eine Art durch den P. Vitulus möchte bewegen lassen, ihm dieselben wieder zurückzustellen. Denn allen war die äußerste Armuth des Gutwills, und die Unterstützung, die er vom P. Vitulus genoß, bekannt. Gutwill bat auf das dringendste, daß man ihm die Papiere zurückstellen möchte. Aber dadurch machte er sich nur verdächtig. Als er sah, daß alles Bitten vergeblich wäre, verließ er die Stadt, um an dem, was vorfallen möchte, keinen weiteren Antheil

zu nehmen, und gieng zu dem Pfarrer Wohlrath, eine Stunde weit von der Stadt. Derselbe war ebenfalls ein Wohlthäter des Gutwills, aber ein helldenkender Mann. Gutwill sagte ihm aber kein Wort von der ganzen Sache; worin er sehr Unrecht that, weil ihm dieser kluge Mann gewiß einen solchen Rath würde ertheilt haben, daß der Auflauf dadurch wäre verhindert worden. Unter den Studenten, die dem Gutwill gerade aufstießen, als er aus des P. Vitulus Quartier kam, war auch der Graf von Kraftfeld, derselbe junge Mann, der, wie ich Ihnen schon erzählte, bey dem Lärm als Deputirter auftrat, und an den Herrn Hofrath Weise eine nachdrückliche Rede hielt. Dieser gab nun den übrigen den Rath, sogleich mit ihm zum Herrn Hofrath Weise, als dem dermaligen Prorektor, zu gehen, und ihm, nebst einer eingelegten Klage gegen P. Vitulus, die Papiere auszuliefern. Allein die übrigen behaupteten,

daß man erst die Papiere allen übrigen Studenten von der vernünftigen Parthey kommuniciren, und dann einen gemeinschaftlichen Entschluß fassen müßte. Es wäre das Beste, um alles Aufsehen zu vermeiden, daß die Studenten in kleinen Haufen, wie gewöhnlich, Abends aus der Stadt giengen, als wenn sie einen Spaziergang machen wollten, und sich dann sämmtlich in dem Gasthof, Freyhaus, eine Viertelstunde weit von der Stadt gelegen, versammelten. Graf von Kraftfeld, überlegend, was wohl für ein Entschluß heraus kommen würde, wenn lauter junge Brausköpfe über diesen, ohnehin äußerst empörenden Vorfall, zu stimmen hätten, verließ den Haufen, und gieng zum Herrn Prorektor, in der Absicht, ihm die Sache anzuzeigen. Zum Unglück wurde Herr Hofrath Weise gerade zu einem gefährlichen Patienten gerufen, und war daher nicht gestimmt, eine Verketzerungsgeschichte anzuhören. Zudem war er immer in demselben

Wahn, daß die Ketzerjäger in unsern Tagen nicht mehr schaden könnten. Als daher der Graf seinen Vortrag damit anfieng, daß er sagte, es sey nun durch die unzweydeutigsten Dokumente herausgebracht, daß P. Vitulus die Rolle eines Großinquisitors spiele, und unter andern Jagd auf Herrn Hermann mache, fiel ihm Herr Hofrath Weise sogleich in die Rede, und sagte: Das weiß ich schon lange, daß P. Vitulus die Rolle eines Großinquisitors spielen will, und auch schon längst, aber ohne allen Erfolg, gespielt hat. Dieser Mensch ist schon zu verächtlich geworden, als daß von seinem, auch noch so heftigen Feuereifer etwas zu befürchten wäre. Mein Grundsatz ist, man müsse die Machinationen dieser Menschen vielmehr verachten, als fürchten. Gerade dadurch, daß man einige Furcht zu erkennen giebt, werden sie um so wüthiger. Es ist mir in der That eckelhaft, mit einem Manne, wie P. Vitulus ist, den nun selbst der

dümmste Pöbel auspfeift, auch nur das geringste zu thun zu haben. Sollte jedoch auch nur ein geringer Grund vorhanden seyn, daß die Machinationen dieses Mannes Unheil anrichten könnten, so würde ich ungeachtet meines Eckels gegen derley Processe, die strengste Untersuchung über seine Absichten und Handlungen anstellen. Aber ich bin vollkommen überzeugt, daß dieß der Fall noch nicht ist. Ich halte es vielmehr gar nicht der Mühe werth, ihm zu erkennen zu geben, daß man auf seine kraftlosen Schlangengänge aufmerksam sey. Seyen Sie also ganz ruhig, Herr Graf, so wie ich es auch bin. Sie werden mir verzeihen, daß ich mich für jetzt nicht länger mit Ihnen unterhalten kann, weil ich so eben zu einem wirklich gefährlichen Patienten, dessen Krankheit für ihn weit mehr befürchten läßt, als für uns alle die Schleichwege des P. Vitulus, gehen muß. Jedoch wie gesagt, sollte die Verfolgungssucht des

P. Vitulus gefährlicher werden, so bin ich zu allen Diensten erbietig.

Der Graf hätte sich nun bestimmter gegen Herrn Weise erklären sollen. Allein in dem Wahn, daß demselben eine Untersuchung gegen den P. Vitulus für jetzt nicht behaglich wäre, gieng er verdrüssig von Herrn Weise weg, und war entschlossen, sich zu den übrigen Studenten zugesellen. Als in dem besagten Gasthofe über die Maaßregeln deliberirt wurde, die gegen den P. Vitulus zu nehmen wären, so stimmten zwar sogleich die meisten dahin, des andern Tages, und zwar frühe Morgens, ehe etwas verrathen würde, das Quartier des P. Vitulus zu bestürmen, in dasselbe einzudringen, seine Pülte, Kommoden, und Schränke zu erbrechen, sich aller Papiere zu bemächtigen, und ihn selbst, mit Prügeln, Steinen, und Koth verfolgt, zu der Stadt hinaus zu jagen. Einige wenige, die vernünftiger dachten,

schlugen vor, die Sache erst dem Prorektor zu melden, auf eine strenge Hausvisitation, und Untersuchung der Absichten und Machinationen dieses Ketzerjägers zu dringen. Hier trat nun der Graf von Kraftfeld auf, und sagte, daß der Prorektor in dem Wahne, daß P. Vitulus schon zu verächtlich geworden sey, als daß man etwas von ihm zu befürchten hätte, es nicht der Mühe werth halte, auch nur die geringste Untersuchung über ihn anzustellen. Er habe selbst von den vorgefundenen Dokumenten demselben erst vor einer Stunde Nachricht gegeben, und diese Gesinnung von ihm gehört. Es sey daher kein anderes Mittel übrig, als sich selbst Satisfaktion zu verschaffen, und den Bösewicht mit Gewalt aus der Stadt zu jagen. So sehr er anfangs, noch ehe er mit dem Prorektor gesprochen, für Mäßigung gestimmt gewesen, so sehr sey er jetzt überzeugt, daß dadurch nichts auszurichten sey. Man müsse schlechthin einen gewaltsamen Schritt

wagen und er stimme ganz dem Beschluß der meisten bey. Dadurch wurden nun auch diejenigen, die erst den gerichtlichen Weg gegen P. Vitulus versuchen wollten, für jene gewaltsamen Maaßregeln gestimmt. Es wurde daher allgemein beschlossen, frühe gegen sieben Uhr sich auf dem Markte zu versammeln, und dann mit vereinigter Kraft den P. Vitulus in seinem Quartier anzugreifen.

P. Vitulus war zwar in äußerster Besorgniß, als er von seinem Besuch nach Hause kam, und nicht nur seinen Gutwill nicht mehr fand, sondern auch jene zwey wichtigen Briefe entwendet sah. Nun ward's ihm äußerst bange. Er konnte sich leicht vorstellen, daß wenn Gutwill die Briefe den Studenten zeigte, er einen allgemeinen Angriff, der vielleicht auf Leib und Leben gienge, zu befürchten hätte. Er ließ daher durch mehrere vertraute Personen Gutwill in der ganzen Stadt auf-

suchen. Allein vergebens. Er gieng selbst noch zu Nacht um 10 Uhr in Gutwills Quartier, und blieb bey dem Hausherrn bis 1 Uhr, in der Hoffnung, daß Gutwill kommen würde. Er gieng daher endlich ganz niedergeschlagen nach Hause. Doch gab ihm der Umstand, daß bisher alles ruhig blieb, noch Hoffnung, daß Gutwill bis jetzt noch keinen für ihn nachtheiligen Gebrauch von den Papieren möchte gemacht haben; und in der Ueberzeugung, daß Gutwill ohne seine Unterstützung nicht leben könnte, glaubte er auch daß Gutwill, nachdem er seinen unbesonnenen Schritt überlegt hätte, er von selbst wieder zu ihm kommen, und ihm nicht bloß die Papiere zurückbringen, sondern sich auch, wie vorher, seiner Fürsorge übergeben würde. Doch hatte er die Vorsicht gebraucht, einige Leute in der Strasse, wo er wohnte, als Wächter und Beobachter aufzustellen, die, sobald sie einen

Auflauf merkten, ihm Nachricht geben sollten.

Frühe Morgens gegen 7 Uhr, als sich P. Vitulus gerade zur heiligen Messe bereitete, kam einer seiner Auflauerer und sagte ihm, daß eine ungeheure Menge von Studenten und Bürgern im Anzuge wären, die ohne Zweifel ihm einen guten Morgen wünschen wollten. P. Vitulus bat sogleich den Hausherrn, die Hausthüre fest zu verschließen, und entschlüpfte durch ein Hinterthürchen. Der empörte Haufe sprengte die Thüre mit Gewalt, und öffnete, als P. Vitulus nicht zu finden war, alle seine Schränke. Hier fand man denn noch sehr wichtige Aktenstücke, die größten Theils in einer sehr weitläufigen Korrespondenz mit den gefährlichsten und mächtigsten Ketzerjägern der ganzen christlichen Welt bestanden. Unter andern fanden sich auch sehr viele Briefe von eben dem Bischofe, der meine Schwester zur Ablegung der Gelübde

zwingen wollte, aber durch die Drohungen eines braven Officiers eingeschreckt, ihr auf das heiligste, wenigstens binnen sechs Monaten, vollkommene Befreyung von dem Klosterstande versprach (es ist nun bereits 8 Monate, und meine Schwester schmachtet noch immer in den Klosterfesseln). Auch kamen eine Menge Hurenbriefe zum Vorscheine. Aus denselben erhellte, daß P. Vitulus nicht weniger, als 8 natürliche Kinder hat, die er in verschiedenen Gegenden muß ernähren lassen. Die Huren klagten sehr über Mangel an der ihnen zugesagten Unterstützung, und drohten, ihm die Kinder sämmtlich zuzuschicken, wenn er keine besseren Anstalten zur Ernährung der armen Kinder, und der Mütter treffen würde. Auch von seiner neuesten Hure fanden sich viele Briefe vor. In dem letzten Briefe, den sie an ihn geschrieben hatte, bringt sie ihm die traurige Nachricht, daß der Soldat Schweiner so unhöflich sey, daß er um keinen Preis das Ueberschattungs-

werk über sich nehmen wollte. Sie trägt daher darauf an, auf das schleunigste Anstalt zu treffen, daß sie auf seine Kosten in eine entferntere Gegend transportirt würde, um daselbst sicher zu entbunden werden. Aber er müßte sie hinreichend mit Geld versehen, daß sie nicht in Gefahr, zu darben, käme. Auch möchte er einstweilen Anstalten für die Erziehung des Kindes durch eine fremde Hand machen; denn sie wäre gesonnen, sogleich nach ihrem Wochenbette wieder nach der Stadt zu ihm zurückzukehren. Er könnte, wenn er dieß alles thäte, sicher auf ihre ewige Treue gegen ihn rechnen; sie hoffte auch, Gott würde ihr hinführo die Gnade der — Unfruchtbarkeit verleihen, daß ihre beyderseitige Liebe nicht mehr durch Furcht und Besorgniß unterbrochen würde. Sollte er sich aber weigern, für sie, und ihre Hochwürdige Leibesfrucht schleunige und zweckmäßige Anstalt zu treffen, so wäre sie gezwungen, da sie ihre Schwangerschaft nicht mehr länger

verbergen könnte, die Sache selbst der Obrigkeit zu eröffnen, und ihn als Vater anzugeben. Denn sie wäre ein ehrliches Mädchen, und wollte sich daher keiner weitern Verantwortlichkeit aussetzen. Sie hätte ohnehin für ihn genug gethan, daß sie ihm ihre, bis dahin, unversehrte Jungfrauschaft zum Opfer gebracht (sie wäre vorher so rein gewesen, als die unbefleckte Empfängniß), und sich von ihm hätte zurecht machen lassen. Sie hätte zwar dieses Opfer gerne gebracht, weil sie wüßte, daß er ein grundgelehrter und frommer Mann wäre, und wäre auch zu ferneren Liebensdiensten bereit. Aber er müßte auch bedenken, daß diese großmüthige Selbstverläugnung und Dahingebung des größten Schatzes, den sie besessen hätte, nämlich der unversehrten Jungfrauschaft eine verhältnißmäßige Belohnung verdiente.

P. Vitulus würde gerne diese Foderungen erfüllt haben, wenn er im Stande

gewesen wäre. Aber er war ohne Geld und Kredit. Die vielen Huren und Kinder, die er hatte, verlangten mehr, als vollkommene Ablässe, an welchen P. Vitulus sehr reich war, und hatten alle seine Finanzquellen so erschöpft, daß er durchaus unfähig war, in Rücksicht auf seine neue Hure die nöthigen Anstalten zu treffen. Aus den vorgefundenen Papieren ergab sich, daß P. Vitulus eine sehr große Schuldenlast hatte. Auch erhellte daraus, daß er sich alle mögliche Mühe gegeben hatte, um Geld (für seine neue Hure) aufzutreiben; allein es kam von allen Seiten her die Antwort zurück, daß man (für ihn) kein Geld hätte. Diese Umstände mochten ihn nun zu dem verzweifelten Entschluß gebracht haben, dem Gutwill einen falschen Eid zuzumuthen, wodurch er selbst in die Grube stürzte, die er für andere gegraben hatte. Der Soldat Schweiner sagte aus, daß die ganze Erzählung, die P. Vitulus dem Gutwill von ihm

vorgeschwätzt hätte, ein Gewebe von infamen Lügen wäre, indem er seine Hure das erstemal gesehen hätte, als sie ihm den Antrag machte, unter der Belohnung von 30 Thalern die Vaterschaft ihrer Pfaffenfrucht auf sich zu nehmen, wofür er sich auf das höflichste bedankt hätte.

Sobald der Auflauf vorüber war, schlich sich P. Vitulus wieder in sein Quartier, um zu sehen, was da vorgegangen wäre; denn er besorgte mit Recht, man möchte seine Schränke erbrochen, und sich aller seiner Papiere bemächtiget haben. Als er nun seine Besorgniß durch die That selbst bestätigt sah, machte er Anstalt, in Geheim zu entfliehen. Er schickte zu einem Bürger, und ließ sich auf einen halben Tag seinen Wagen ausbitten, indem er vorgab, er müßte einiger Geschäfte halber in ein benachbartes Städchen reisen. Dieser Bürger war sonst sein Freund. Aber da derselbe zu eben der Zeit in dem Gasthofe

Freyhaus gegenwärtig war, als die Studenten daselbst versammelt, die Bestürmung des Quartiers des P. Vitulus beschlossen, so wurde er nebst vielen andern Bürgern, die zugleich gegenwärtig waren, durch die Dokumente seiner Unmenschlichkeit, die hier allgemein vorgezeigt wurden, wider ihn so erbittert, daß er sich selbst an den stürmischen Haufen mit anschloß, was aber P. Vitulus nicht wußte. Dieser Bürger ließ dem P. Vitulus sagen, daß seine Pferde auf dem Felde wären. Er wollte dieselben sogleich holen lassen. Er möchte sich daher nur eine kurze Zeit gedulden, bis das Fuhrwerk fertig wäre; er würde ihm es sogleich wissen lassen, wenn er abreisen könnte. Indessen gieng aber der Bürger zum Herrn Prorektor, und entdeckte ihm die Sache, der es sogleich dahin zu bringen wußte, daß der P. Vitulus in seinem Quartier eine ziemlich zahlreiche Wache erhielt, wobey ihm zugleich bedeutet wurde, daß er vor ausge-

machter Sache nicht aus seinem Quartier und viel weniger aus der Stadt gelassen werden könnte. P. Vitulus hoffte der Untersuchung dadurch zu entgehen, daß er von der Akademie um seine Dimission anhielt, unter der Bedingung, daß es ihm, sogleich abzureisen, erlaubt seyn möchte. Er erhielt zur Antwort, es sey nichts billiger, als ihm seine Dimission zu geben; diese würde er auch ohne sein Bitten erhalten haben: aber es sey auch nichts billiger, als daß er so lange festgehalten würde, bis der gegen ihn verhängte Proceß beendiget wäre. Er möchte daher nur so gut seyn, den Ausgang der Sache zu erwarten. Das war für ihn ein Donnerschlag. In dem akademischen Senate erklärten sich gerade einige Theologen, die bisher seine Freunde waren, als seine größten Feinde, um sich vor dem Hasse, der nun wider alle seine Anhänger ausbrach, zu verschanzen. Sie waren es gerade, welche die schlimmsten, aber zugleich die zweckmäßigsten Maaßregeln wider

ihn in Vorschlag brachten, und durchsetzten. Selbst die verruchtesten Mönche in der Stadt drangen auf eine exemplarische Strafe, weil, wie sie sagten, durch diesen heuchlerischen Bösewicht die ganze Geistlichkeit der öffentlichen Schande preis gegeben worden wäre. Sogar seine Hure klagte ihn wegen verschiedener höchstwichtiger Punkte an, z. B. daß er den ersten Schritt zu ihrer Verführung wircklich im Beichtstuhle gethan, und nachher, als sie ihm ihre Schwangerschaft entdeckt, ihr den Gebrauch eines Mittels, wodurch, nach seiner Versicherung die Leibesfrucht abgetrieben werden sollte, zugemuthet hätte. Sie hätte zwar das Recept angenommen, aber nicht in der Absicht, das Mittel zu brauchen, sondern im Nothfall der Obrigkeit davon Nachricht zu geben. Dieses Recept übergab sie dem Herrn Prorektor, der es für die Gesundheit, und das Leben einer schwangeren Person als höchst gefährlich erklärte. Während des Processes wurden die Gläubiger des P.

Vitulus öffentlich aufgefodert, ihre Foderungen gegen ihn anzuzeigen. Es kam ein Sümmchen Schulden von 20000 Liv. heraus.

Endlich kam der Proceß zum Schluß. Das Resultat davon war folgendes. Der P. Vitulus erhielt 1) nicht sowohl seine Dimission, als vielmehr ein förmliches Absetzungsdekret, worin alle seine Verbrechen angegeben waren; es wurde ihm 2) geboten, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen, und geraden Weges in sein Kloster zurückzukehren, mit der Androhung, daß, wenn er zögerte, alle seine Verbrechen öffentlich in allen politischen Zeitungen bekannt gemacht werden sollten. Heute frühe gegen acht Uhr ist nun der Gottesmann abgereiset. Die Studenten, und ein großer Theil der Bürgerschaft begleiteten vorwärts, rückwärts, und auf beyden Seiten seinen Wagen, und erfüllten die Luft mit dem kräftigsten Fluchsegen. Am Thore aber trat das

Militär, wobey selbst der Herr Stadtkommandant war, hervor, und es wurde dem Haufen geboten, zurückzugehen, und dem P. Vitulus ungehindert seinen Weg verfolgen zu lassen. Man hatte den Muthwillen der Studenten und Bürger absichtlich bis zu dieser Gränze zugelassen, um jeden Pfaffen vor ähnlichen Satansstreichen abzuschrecken. Vor seiner Abreise schrieb P. Vitulus noch einen Brief an mich, worin er mir auf das verbindlichste dankte für die großmüthige Sorgfalt, die ich für die Rettung seines Lebens bewiesen hätte, indem ich, wie es ihm zuverlässig wäre bezeugt worden, der erste gewesen wäre, der den empörten, und ihn auf Leib und Leben verfolgenden Haufen abzuhalten gesucht, und, weil ich bey demselben kein Gehör gefunden, die Sache sogleich dem Herrn Prorektor angezeigt hätte, der dann sogleich zu seiner Rettung herbey geeilt wäre, und den Haufen bewogen hätte, auseinander zu gehen. Er versicherte mich, daß er bloß

durch Lästerzungen, die ihm meine Rechtgläubigkeit verdächtig gemacht hätten, wider mich wäre eingenommen, und, um der Ehre Gottes, und seiner heiligsten Kirche willen, zu verfolgungssüchtigen Planen verleitet worden. Aber nun hätte er mich von der edelsten Seite kennen gelernt. Dadurch, daß ich, obgleich von seinen feindseligen Gesinnungen unterrichtet, dennoch zu seiner Rettung herbey geeilet, und noch den Herrn Prorektor zu seinem Schutze aufgefodert hätte, wäre er vollkommen überzeugt worden, daß ich nicht nur ein rechtgläubiger, sondern auch der vollkommenste Christ wäre. „Ich schwöre es ihnen zu Gott, sagte er unter andern, daß ich meine gegen Sie feindseligen Plane von Herzen verabscheue, und daß ich nicht nur in meinem ganzen Leben nichts mehr wider Sie unternehmen, sondern auch jede Art von Verfolgungssucht gegen irgend einen Menschen aufgeben, und fliehen werde. Ich werde in mein Kloster zurückkehren, und mich ein-

zig damit beschäftigen, für meine Sünden zu büßen, und das Aergerniß, das ich gestiftet habe, wieder gut zu machen. Mögen andere Menschen in Rücksicht auf den Weg, den sie um ihres Heils willen einschlagen zu müssen glauben, auch für sich sorgen. Mich gehet fremdes Gewissen von nun an nichts mehr an; es soll mir vielmehr heilig und unverletzlich seyn. Nun verstehe ich erst, durch mein eignes, von der gütigen Vorsehung zu meinem Besten verhängtes Unglück belehrt, den Ausspruch Jesu, wenn er sagt; Richtet nicht, daß auch ihr nicht gerichtet werdet. — Hätte ich mich Ihrer Freundschaft nicht ganz unwürdig gemacht, so würde ich Sie versichern, daß mir nichts schätzbarer sey, als Ihre Freundschaft und Ihr Wohlwollen; ich würde Sie auf das dringendste darum bitten. Ich Thor! hätte ich mich doch lieber der Freundschaft des edelsten jungen Mannes würdig zu machen gestrebt, als daß ich, verführt durch Ohrenbläserey, auf

sein Verderben dachte! Es geschieht mir ganz recht, daß ich selbst in die Grube gefallen bin, die ich zu Ihrem Unglück grub. Aber Sie sind ein edler Mann; ich weiß, Sie reichen einem Gefallenen, der seinen Fehler aufrichtig bereut, freundschaftlich die Hand, um ihn wieder zu dem Muthe zu erheben, der zur Besserung nothwendig ist. Ich werde es daher wagen, Ihnen von Zeit zu Zeit von meinem Kloster auszu schreiben, und Sie um Ihre gefällige Rückantwort zu bitten, und mich durch die edlen Gesinnungen, die aus jedem Ihrer Worte hervorstrahlen, zu stärken. Sie sollen an meiner Besserung, wie die Engel des Himmel, eine Freude haben. In der Zuversicht auf Ihren Edelmuth bitte ich Sie auch, sich für mich zu verwenden, daß das, was gegen mich herausgebracht worden ist, so viel, als möglich, sopirt, und auch nicht an meinen Herrn Prälaten berichtet werde. Ich bin gestraft genug, um ernstlich an Besserung zu denken. Ich bin

diese Bitte nicht sowohl meiner Person, die freylich keine Rücksicht verdient, als vielmehr der Ehre der Geistlichkeit überhaupt, die durch mich prostituirt wurde, schuldig. Und ich hoffe, Sie werden selbst einsehen, daß es für den Staat und die Religion gefährlich sey, den geistlichen Stand an und für sich der öffentlichen Verachtung preis zu geben. Wenn es auch unwürdige Geistliche giebt, so muß doch der Stand, dessen Bestimmung es ist, die Menschen ihre Pflichten zu lehren, als solcher ehrwürdig seyn."

Innigst gerührt durch diesen Brief, antwortete ich dem P. Vitulus sogleich mit der Versicherung, daß ich alles, was er wider mich im Schilde geführt, vergessen hätte, und daß, wenn er sein Versprechen, die Gewissensfreyheit anderer Menschen zu respektiren, und sich überhaupt so zu betragen, wie es eines guten Christen und Menschen würdig wäre, halten würde, ich ihm gewiß alle Beweise einer aufrichtigen Freund-

schaft geben, und insonderheit mich verwenden würde, daß die ganze Geschichte, so viel, als möglich, unterdrückt würde. Wenn er hie und da von seinem Kloster aus schreiben wollte, so könnte er auf meine gefälligsten Rückantworten rechnen. Ich gieng auch sogleich zum Herrn Prorektor, und bat ihn, daß die Akten des Processes nicht nach Ochsenhausen geschickt würden. Und um meiner Bitte Nachdruck zu geben, zeigte ich ihm den Brief des armen P. Vitulus. Wenn P. Vitulus wirklich so gesinnt ist, wie er schreibt, sagte der Herr Proretkor, so will ich mich herzlich freuen, und selbst alles beytragen, um das ihm bevorstehende, gewiß nicht glückliche Loos zu lindern. Aber ich zweifle noch sehr an der Redlichkeit seiner Gesinnung. Der Erfolg wird zeigen, ob das, was er Ihnen geschrieben hat, wirklich eine Folge eines auf dem Wege zur Besserung begriffenen Herzens, und nicht vielmehr eine Maske der schändlichsten Heucheley sey. Was aber Ihre

Bitte betrifft, fuhr er fort, so kommt sie zu spät. Die Akten des Processes sind schon vor einigen Tagen nach Ochsenhausen eingeschickt worden. Der Herr Reichsprälat von Ochsenhausen hatte sich, als P. Vitulus auf unsere Akademie kam, verpflichtet, für alles zu stehen, was die Person des P. Vitulus angienge. Nun sind so viele Gläubiger da, die auf ihre Bezahlung dringen. Wir mußten daher schon aus diesem Grunde die Akten einschicken, um die Gläubiger des P. Vitulus sicher zu stellen. Dann muß es uns auch daran gelegen seyn, daß dieser Mensch im Kloster unschädlich gemacht werde. Wenn er auch wirklich auf dem Wege der Besserung ist, so ist es sehr zweifelhaft, ob der eingefleischte Verfolgungsgeist in ihm nicht wieder erwache, und die alten Plane versuche. Sollte er sich aber wirklich bessern, und seine veränderte Gesinnung durch unzweydeutige Handlungen äußern, so verspreche ich Ihnen, daß ich es bey der Akademie dahin

bringen werde, daß eine Bittschrift im Namen derselben an den Herrn Reichsprälaten zu seinem Besten eingeschickt werden soll.

Aber dieser Proceß hatte auch für Gutwill, und für mich die wohlthätigsten Folgen. Gutwill erhielt von der Akademie ein reichliches Stipendium, das so eben erledigt wurde. Er hat sich daher entschossen, Medicin zu studieren, da er gegen allen Mangel geschützt ist. Aber ich bin noch weit herrlicher belohnt worden, so daß ich jetzt mit Freuden die Erbschaft meines Vaters, auf die ich wirklich Verzicht geleistet, und unter dieser Bedingung die Einwilligung desselben, mich mit Ihnen zu verbinden, erhalten habe, vergessen kann. Ich habe Ihnen unlängst geschrieben, daß ich meinen Vater in einem Briefe auf das dringendste gebethen habe, mir zu der Verbindung mit Ihnen seine väterliche Einwilligung zu geben. Aber die Bitte wurde mir rund abgeschlagen, ob sie gleich durch das

Ansehen des hiesigen Stadtraths, und der ganzen Akademie unterstützt war. Nun nahm ich meine Zuflucht zur Ergreifung des letzten Mittels, dessen Wirksamkeit ich mit Gewißheit voraussehen konnte. Ich schrieb nämlich meinem Vater aufs neue, und legte eine förmliche Verzichtleistung auf jede Erbschaft, die mir von seinem Vermögen nach seinem Tode zufallen möchte, unter der Bedingung, daß ich seine Einwilligung zur ehelichen Verbindung mit Ihnen erhalten möchte, bey. Ich entsagte sogar von dem Angenblick an, als ich diese Einwilligung erhalten würde, jedem Anspruch auf seine Unterstützung, auf Geld. Ich behielt mir einzig vor, daß er die Rechnungen, die ich seit dem letzten halben Jahre zu bezahlen hätte, noch bezahlen möchte. Zu diesem Ende legte ich auch die Rechnungen bey. Gestern erhielt ich das Geld nebst der mir höchst erwünschten Erlaubniß unter der besagten Bedingung. Ich trug sogleich diese Erklärung meines Vaters zum

Herrn Hofrath Weise, der dieselbe der Akademie und dem Stadtrath kommunicirte. Heute wurde von beyden Seiten ein Beschluß gemacht, wodurch unser ganzes künftiges Glück so begründet wird, daß alle unsere Wünsche befriedigt werden können. Die Akademie beschloß, mir nicht nur die Promotion ganz umsonst zu ertheilen, sondern mich auch drey Jahre lang, jährlich mit einem Geschenk von 300 Liv. zu unterstützen. Auch ertheilte sie mir das Exspektanzdekret auf die nächste, leer werdende Stelle in der medicinischen Fakultät. Der Stadtrath beschloß, mir jährlich sechs Jahre lang 1200 Liv. zu geben, und ertheilte mir zugleich das Exspektanzdekret auf die sehr einträgliche Stadt- und Landphysikatsstelle, deren jetziger Besitzer an einer Auszehrung leidet. Sollte der kranke Physikus eher sterben als ich permorvirt hätte, so machte sich Herr Hofrath Weise anheischig, die Stelle einstweilen in meinem Namen zu begleiten, und die Einkünf-

te mir zu überlassen. Dieser Umstand gab die Veranlassung zu dem Wunsche des Herrn Weise, daß ich mich auf künftige Weinachten möchte examiniren, und promoviren lassen. Er sagte mir, er sey vollkommen überzeugt, daß ich nun im Stande wäre, mit Ehren als praktischer Arzt aufzutreten. Auf diese Art bin ich in den Stand gesetzt, sogleich nach meiner Promotion mich mit Ihnen, theuerste Adelheid, durch die unauflöslichen Bande der Ehe förmlich zu verbinden. Wie glücklich bin ich nun selbst durch die Verfolgungssucht des P. Vitulus geworden! Denn sowohl die Akademie, als der Stadtmagistrat haben erklärt, daß sie sich verpflichtet hielten, mir diese Gunstbezeigungen als eine Satisfaktion für die Verfolgungssucht jenes Mannes, und für das mir von ihm zugedachte Unglück zufließen zu lassen.

Was kann unsere Verbindung nun noch länger verhindern? Ich habe von diesem

Augenblicke an eine fixe Einnahme von 1500 Liv. Das Physikat trägt bis 6000 Liv.; die Professurstelle mit Accidenzen bis 10000 Liv. O meine Theuerste! in dieser Lage, und in Ihrem Besitze kann ich des Verlustes der Millionen meines Vaters lachen. Wir haben weit mehr, als wir gerade zu unserm Unterhalt nothwendig haben. Wie hoch beglückt ist nun unsere Liebe! Ich bin darüber so entzückt, daß ich mich nun nicht mehr in der Stadt halten kann. In einigen Tagen fliege ich zu Ihnen, um die Herbstferien an Ihrer Seite zuzubringen, und Ihnen nicht durch todte Buchstaben, sondern durch lebendige That zu beweisen, wie zärtlich, wie unbegränzt ich Sie liebe. Ha! der Vogel ist dem Käfig des Pfaffenthums auf immer entschlüpft. Im Genusse der Freyheit durchstreicht er das unendliche Paradies der Liebe. Wie unglücklich ist der humane P. Hilarius zu Pfaffenhausen, der wie ein eingesperrtes Vögelchen sich ver-

gebens nach dem Genusse der Liebe sehnt! Er hat mir vor einigen Monaten ein Lied geschickt, worin er seine Gesinnungen nur zu deutlich offenbaret. Er besitzt ein Kanarienvögelchen, das so zahm ist, daß er es sogar zum Fenster hinaus fliegen lassen kann, und das doch, auf den geringsten Wink, wieder zurück kommt. Aus eigner Erfahrung wissend, wie drückend, und der Natur zuwider jede Art von Gefängniß sey, sperrt der humane Mann das Vögelchen nicht in einen Käfig ein, sondern läßt es frey im Zimmer herum fliegen. Bey heiterer und warmer Witterung gönnt er demselben sogar einen Ausflug aus der Zelle ins Freye, um es die Freuden des geselligen Lebens in der Vogelrepublik genießen zu lassen. Wie froh ist dieses Vögelchen auf den Klosterdächern! Wie jauchzt es sein Entzücken in der trauten Gesellschaft mit seinen Brüdern und Schwestern, und im Genuß der Liebe aus! Aber, an seinen Wohlthäter gefesselt, kehrt es immer wie-

der entweder von selbst, oder durch einen Zuruf gelockt, zu ihm zurück, und erzählt ihm, was es in der Vogelwelt gesehen und gehört hat. Guter P. Hilarius möchtest du doch auch einen Menschenfreund haben, der dich so behandelte, wie du dein Vögelchen behandelst, und dich so glücklich machte, wie dasselbe ist! — Ich schließe meinen Brief mit dem Liedchen, das dieser lichtvolle, und humane Mann, ach! in Klostermauern auf immer verbannt, und das kontinuirliche Ziel der Verfolgungssucht satanischer Menschen, unlängst auf sein glückliches Vögelchen, dem er im Vertrauen seine Noth klagt, gemacht hat. Er gab diesem Liede folgenden Titel: Morgenlied an meinen Vogel. Einst stand er frühe Morgens krank vom Bette auf. Keine Lektüre wollte ihm behagen. Das gute Vögelchen schien seine disharmonische Gemüths- und Körpersstimmung bemerkt zu haben, und suchte durch allerley Schmeicheleyen und Liebkosungen seinen Wohlthäter aufzumuntern. Das bewog den

P. Hilarius, sogleich sich an den Schrei, bepult zu setzen und sein Vögelchen zu besingen. Wie will ich einst alle Morgen mein allerliebstes Vögelchen besingen! Wie froh mit ihm scherzen! Du theuerstes Vögelchen! theuerer mir, als die ganze Welt, theuerer, als der Himmel, wo du nicht bist, möchtest du doch schon bey mir seyn! Möchtest du auf jeden Wink zu mir flattern! Aber bald, bald kommst du, du trautes Vögelchen; kommst auf immer zu deinem Männchen, und bauest mit ihm im vollem Genusse der Liebe Nester!

Morgenlied an meinen Vogel.

Auf! kleiner Hintersaße meiner Zelle!
Der Tag rückt glänzend an; es wird schon helle.

Verlaß dein Stäbchen, komm zu mir!
Komm, kleiner Gaukler, komm, wir wollen scherzen;
Du schnackig Ding, du liegst mir mehr am Herzen,
Als Mönchsascetik, und Brevier.

Wie sorgenlos, wie ruhig war dein Schlummer!
Kein schwermuthsvoller Traum, kein banger Kummer
Vergällte deinen süßen Schlaf.
So schläft die Unschuld lächelnd ohne Sorgen;
Erwachet wonnevoll an frühem Morgen:
Nicht so der sieche Lastersklav.

Komm, kleiner Träumer, Liebling meiner Seele!
Setz' dich auf meinen Finger, und erzähle,
Was du zu Nacht geträumet hast.
Nicht wahr? von Vögelchen, die mit dir pickten;
Dich schnäbelten, durch tausend Küß' entzückten,
Sich wiegend froh auf schlankem Ast?

Auch träumtest du von mir, von besten Speisen,

Die du aus meinen Lippen pflegst zu reißen,
Und zu verzehr'n auf meiner Hand.
Dein Weibchen war dabey, voll heißer Triebe:
Du liebtest ungescheut; denn deine Liebe
Verbot noch nie ein Hildebrand.

„Das größte Vögelglück hab' ich gefunden:"
So dachtest du; und sieh! nun ist's verschwunden;
Es währte nur bis heute früh.
Die Menschen träumen manchmal, wenn sie wachen:
Soll man nicht über ihre Thorheit lachen?
Ihr Glück ist oft nur Phantasie.

Schon hast du deinen Zaubertraum vergessen.
Nun denkst du nur an mich — an Singen — Fressen;
Und so gebricht nichts deinem Glück.
Nur wenn ein Vögelchen vor meiner Zelle
Vorüberstreicht, dann willst du von der Stelle,
Und siehst ihm nach mit regem Blick.

Gerade geht mirs so, du gutes Närrchen!
In meiner Zell' — ich kann dir's nicht verbergen —

Bin ich am Schreibepult vergnügt.
Doch wenn ich seh', was du im Traum gesehen —
Du weißt schon, was — da pflegt es zu geschehen,
Daß dann mein Glück zu Boden liegt.

Zufrieden, gutes Thier, mit deinem Loose
Fliegst du von Zeit zu Zeit von meinem Schoose
Auf Dächer deinem Liebchen zu.
Im Hochgefühl des seligsten der Triebe
Wird dir das Dach zum Paradies der Liebe. —
Wär' ich so glücklich doch, wie du! —

Ach! deinem Freund küßt in der Sklavenhülle
Kein Weib, und schmiegt sich in der Liebe Fülle
An seinen Busen schmachtend an!
Im Pfaffenhimmel giebt es keine Damen;
Hier hört man nicht die süßesten der Namen —
Die Namen, Vater, Mutter Mann.

Nur der Verzweiflung schreckliches Gebrülle
Im Bonzentempel unterbricht die Stille,
Vor der die Menschheit traurig flieht.
Flieht, gute Menschen, flieht die Sklavenbande,

Die rauschen unter trügendem Gewande;
Flieht ewig dieses Todsgebiet!

Das bloße Sehen kann uns nicht beglücken;
Umsonst seh ich von Ferne das Entzücken,
Das Gattenliebe stets gewährt.
Doch glücklich schon, daß du bey mir willst bleiben,
Werd' ich, den Musen hold, die Zeit vertreiben,
Und thun, was Mönchsascetik lehrt.

So werden wir zufrieden seyn auf Erden,
Gelassen übertragen die Beschwerden,
Die uns hier unvermeidlich sind.
Vergiß bey mir nun die entfernten Brüder;
Gleich Mönchen friß, und sauf und singe Lieder:
Dann bist du glücklich, gutes Kind.

Du wirst dazu ein heil'ger Vogel werden;
Die heil'ge Rota Roms wird dich auf Erden
Kanonisiren nach dem Tod.
Man wird zu deinem Wundergrabe wallen;
Dem frommen Weibervolk wirst du vor allen
Zur Rettung seyn bey jeder Noth.

N. S. So eben erhalte ich einen Brief von P. Hilarius, der mich so sehr entzückt, daß ich nicht umhin kann, Ihnen durch eine kurze Mittheilung des Inhaltes an meiner Freude Theil nehmen zu lassen. P. Hilarius ist frey, von den Klosterfesseln frey, und selig im Schoose der Liebe. Wie ist das möglich? werden Sie fragen. Er schreibt mir, daß vor ungefähr einem Jahre eine sehr schöne, junge und reiche Dame von protestantischer Religion aus dem Theile Westphalens, der dem Könige in Preußen zugehört, nach Pfaffenhausen gekommen, und ihn kennen gelernt hätte. Sie wäre damals schon Wittwe gewesen, und hätte ihn so lieb gewonnen, daß sie ihm die innigste Theilnahme an seinem traurigen Schicksal bezeugt, und versprochen hätte, auf Mittel zu seiner Freyheit und seinem Glücke zu denken. Seit dieser Zeit hätte er in dem vertrautesten Briefwechsel mit ihr gestanden. Vor einigen Wochen hätte er endlich einen Brief von ihr erhalten,

worin sie ihn aufgefodert hätte, seine Klosterfesseln zu zerreißen, und in ihre offenen Arme zu eilen. Durch dieses ganz unerwartete Glück entzückt hätte er sogleich, und vielleicht etwas zu hastig, und bemerkbar Anstalt zu seiner Flucht gemacht. Die Mönche, seine Absicht witternd, hätten ihn in einen ziemlich hohen Wachthurm des Klosters, der im Garten stünde, gesperrt. Demungeachtet hätte er den Entschluß gefaßt, noch in der ersten Nacht zu entfliehen. Der Thurm, drey Stockwerk hoch, wäre bey jedem derselben mit einem ziemlich starken Gesimse, und an den vier Ecken mit tiefen Einschnitten versehen. Diese Beschaffenheit des Thurmes hätte ihm den Gedanken eingeflößt, aus dem Fenster zu steigen, und vermittelst der Abschnitte herabzuklettern. Das Wagestück wäre gelungen. Viel leichter wäre es ihm gewesen, vermittelst einer Leiter, die er im Garten gefunden hätte, über die Gartenmauer zu steigen. Seine Geliebte hätte ihm geschrieben, daß er

sogleich seine Zuflucht nach Glückstadt nehmen sollte. In dem Gasthof zur Sonne würde seiner ein preußischer Officier, mit Namen Ehrlich, warten, der ihn sicher nach Westphalen transportiren würde. Alles hätte richtig eingetroffen. Frühe gegen zwey Uhr wäre er zu Glückstadt glücklich angelangt. Der Officier äußerst erfreut, hätte sogleich den Wagen, den er bey sich gehabt, mit Postpferden bespannen lassen. Da sie nun Tag und Nacht gefahren, so hätten sie in vier Tagen das Rittergut seiner Geliebten in Westphalen erreicht. Seine Geliebte, entzückt über seine glückliche Ankunft, hätte ihn in ihre Arme geschlossen, und ihm ihre ewige Liebe zugesagt. Vor einigen Tagen wäre die Trauung wirklich vollzogen worden. Um ihn gegen alle mögliche Besorgniß sicher zu stellen, hätte ihn seine theuerste Gattin, die, ohne ein Kind von der ersten Ehe zu haben, ein Vermögen von einer Million Liv. besäße, ihn zum Erben eingesetzt, und als Miteigen-

thümer ihrer Güter erklärt. Mein Herz ist zu voll, als daß ich über dieses höchst glückliche Ereigniß, das wir als die Morgenröthe unseres Glückes betrachten können, eine Bemerkung machen kann. Es ist auch nicht nöthig, Ihrem theilnehmenden Herzen zuvorzukommen. Nur will ich Ihnen noch das Lied beylegen, das mein Freund, wie er mir schreibt, auf dem Wege von seinem ehemaligen Kloster nach Glückstadt, machte, und mir zuschickte.

Gelungen ist das große Wagestück,
An welchem Freyheit hing, und Höllenloos;
Mich schüttelt Schaudern noch, denk' ich zurück,
Als ich zur kühnsten Rettung mich entschloß.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsgeschrey:
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel frey.

Schwer lag die Mitternacht und fürchterlich
Auf Pfaffenhausen, dieser Dummheitsburg.

Da zeigte mir der Freyheit Engel sich —
Sey frey, sprach er, und brach den Kerker durch.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsge-
schrey:
Frey bin ich uun vom Bauer, wie ein Vogel
frey.

Das fette Hornvieh Gottes schnarchte laut,
Von Chorgebrüll und Gurgelsalbung matt.
Da wagt' ich, mit dem Tode längst vertraut,
Was Bonzenlist auch nicht geahnet hat.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsge-
schrey:
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel
frey.

Ich stieg auf Engelfittigen gestützt
Drey Stockwerk hoch vom Pfaffenthurm herab.
O g'wiß die Providenz hat mich geschützt;
Sonst mußt' ich stürzen in das offne Grab.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsge-
schrey:
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel
frey.

Entzückt vor Freude fiel ich auf das Knie,
Und pries den Gott durch stummen Herzens-
dank,

Der mir zur Rettung Muth und Kraft verlieh,
Daß ich der Mönchswuth nicht zum Opfer sank.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsgeschrey;
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel frey.

Ich eile meiner theuern Emma zu —
Bey ihr erwartet mich der Engel Loos;
Dort find' ich endlich die gewünschte Ruh'
Nach tausend Kämpfen in der Liebe Schoos.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsgeschrey;
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel frey.

Nun bin ich wieder Mensch — und Mensch zu seyn,
Hat in den Augen der Vernunft mehr Werth,
Als heil'ger Selbsttyrannen Irrwisch-Schein;
Ja als die Gottheit, die der Pfaff verehrt.
Ha Pfaffenbrut! vergebens ist dein Siegsgeschrey:
Frey bin ich nun vom Bauer, wie ein Vogel frey.

Drey und zwanzigster Brief.

(An Herrn Traugott zu Stuttgard, geschrieben von Herrn Weise).

Es thut mir Leid, daß ich Ihnen eine Nachricht geben muß, die für Sie höchst traurig seyn wird. Unser gemeinschaftlicher Freund, Hermann, ist endlich — ein Opfer verfolgungssüchtiger Pfaffen geworden. Schon war er seinem Ziele nahe. Er war entschlossen, in einem Vierteljahre zu promoviren, und zugleich seine geliebte Adelheid zu heirathen. Mit Verzicht-

leistung auf die Erbschaft seines Vaters hatte er endlich die Einwilligung desselben erlangt. Die hiesige Akademie und der Stadtmagistrat hatten für sein Glück solche Anstalten getroffen, daß er auch ohne die Unterstützung und Erbschaft seines Vaters seine Rolle mit Ehren hätte spielen können. Er war bereits als Professor der Medicin, und als Stadt- und Landphysikus bestimmt, und hatte noch außer dem eine ansehnliche Geldunterstützung auf mehrere Jahre zu genießen.

P. Vitulus ehemaliger Professor der Dogmatik und Moral auf der hiesigen Akademie, den der edle Hermann erst vor kurzem aus der größten Lebensgefahr gerettet hatte, ist der Unmensch, der unsern Freund in das Verderben stürzte. Der Bösewicht wußte, daß Hermann sein Retter war, und doch war er Satan genug, den Plan, den er zum Verderben des edlen Jünglings entworfen hatte, so

eben auszuführen. Durch Zufall kamen verschiedene sehr schwarze Verbrechen des P. Vitulus an den Tag, wegen welcher man über ihn einen Kriminalproceß hätte verhängen können. Aber aus zu großer Schonung begnügte man sich, ihm seine Dimission zu geben, mit der Weisung, daß er in sein Kloster zurück gehen sollte. Unmittelbar vor seiner Abreise schrieb er an Hermann einen rührenden Brief, bat ihn um Vergebung, und dankte ihm auf das verbindlichste für die Großmuth, die er bewiesen hätte, daß er, obschon von seinen (des P. Vitulus) verfolgungssüchtigen Absichten gegen ihn unterrichtet, dennoch zu seiner Rettung herbey geeilet wäre. Es war nämlich ein gefährlicher Aufstand von Seiten der Bürger und Studenten gegen den P. Vitulus entstanden, wobey ohne Zweifel der Bösewicht ums Leben gekommen wäre, wenn nicht Hermann die zweckmäßigste Anstalt zu seiner Rettung getroffen hätte. Er erkannte in diesem Brie-

se Hermann als den edelsten Menschen und vollkommensten Christen an; versprach, in sein Kloster zurückzukehren, um für seine Sünden zu büßen. Vorzüglich aber bezeugte er in den kräftigsten Ausdrücken, daß er seine bisher ausgeübte Verfolgungssucht von ganzem Herzen verabscheue, und daß ihm hinfüro fremdes Gewissen heilig seyn solle. Aber statt Wort zu halten, nahm der Unmensch seine Zuflucht zu dem Vater des Hermanns, und brachte da den Höllenplan zur Reife, den er schon längst ausgebrütet hatte, wie ich gestern durch die Nachricht eines Freundes versichert wurde.

Hermann gieng vor vier Wochen in den Herbstferien zu seiner geliebten Adelheid, und kam vor acht Tagen höchst vergnügt wieder zu mir zurück. Mit Entzücken sagte er mir, daß nun in Rücksicht auf seine Verehlichung alles ins Reine gebracht sey, und daß auf das neue Jahr in

dem Hause des Herrn Pastors Ehrenmann die Trauung vollzogen werden sollte, wozu er mich vorläufig einlud. Noch vor Weihnachten wollte er disputiren, und promoviren. Vor vier Tagen wurde er unsichtbar. Man hatte bemerkt, daß er in einen benachbarten Wald — seinen gewöhnlichen Lieblingsort — spazieren gieng. Aber er kam nicht mehr zurück. Sein Ausbleiben wurde mir gleich des andern Tages angezeigt. Von der Stunde dieser Anzeige an habe ich mir alle mögliche Mühe gegeben, ihn auszukundschaften; aber vergebens. Was ich in Beziehung auf ihn erfahren konnte, besteht im Folgenden. Erstens erfuhr ich, daß sich zu Fuchsheim — ein Dorf, das eine Stunde weit von hier entlegen ist — seit der Rückkehr Hermanns von den Ferien sich ein Pfaff mit noch zwey andern Menschen von wildem Aussehen, die mit Gewehr und zwey starken Hunden versehen waren, aufgehalten habe. Nach der Beschreibung, die man

mir von dem Pfaffen machte, schloß ich gleich, daß er der P. Vitulus gewesen sey. Dieses bestätigte sich auch durch folgende Nachricht. Der Amtmann Feige zu Heiligenthal — ein Städtchen drey Stunden von hier — schrieb mir gestern, daß der unglückliche Hermann in Begleitung des P. Vitulus, und zweyer anderer Menschen vor seinem Hause vorbeygefahren, und ihn zum Wagen heraus um Hülfe angerufen habe. Da er Hermann sogleich erkannt, so hätte er dem Kutscher befohlen, anzuhalten, welches auch geschehen. Hierauf hätte ihm Hermann geklagt, daß er auf seinem Spaziergang in dem Haidewald von diesen Menschen gewaltsam überfallen, in den Wagen geschleppt, und fortgeführt worden wäre. Er bäte ihn daher auf das dringendste um seinen Beystand. Hierauf hätte P. Vitulus ein Papier aus seiner Brieftasche gezogen, und ihm gegeben. Mit Schrecken hätte er nun ersehen, daß dieses Papier ein Verhaftungs-

brief gegen Hermann, unterschrieben von dem ersten Staatsminister, gewesen. Indem er nun das Papier dem P. Vitukus zurückgegeben, hätte er mit weinenden Augen dem armen Hermann gesagt: „ich bedaure recht sehr, Freund, daß ich Sie nicht retten kann. Ihre Verhaftung kommt von einem Befehl, gegen den ich nichts ausrichten kann.“ Hermann hätte ihn hierauf gebethen, ihn selbst in Verhaft zu nehmen, und gegen ihn alle mögliche Untersuchung anzustellen. Allein weil in dem Verhaftungsbriefe gestanden hätte, daß den Vorzeiger desselben Niemand im Geringsten in der Transportirung des Gefangenen hindern sollte, unter Androhung der Bastille, so hätte er der dringenden Bitte Hermanns auf keine Art willfahren können. Hierauf hätte P. Vitulus mit dem Ausdruck einer satanischen Schadenfreude im Gesichte zu Hermann gesagt: „Sie sehen, Herr Aufklärer, daß der alte Gott noch lebt, der seine Feinde

auch im Walde aufzufinden, und zu bestrafen weiß, und Sie werden diese schreckliche Wahrheit noch mehr erfahren, wenn Sie an dem Ort Ihrer Bestimmung werden angelangt seyn. Sie wollten das Licht der Vernunft über das Licht des Evangeliums geltend machen; ewige Finsterniß wird schon in diesem Leben Ihre Belohnung seyn. Sie sollen es erfahren, wie schrecklich die Gerichte Gottes sind. Ich danke Gott, daß er mich die Freude noch erleben ließ, zu sehen, wie er seine Rache gegen Sie ausübte; noch mehr aber, daß er mich, seinen unwürdigen Diener, zum Werkzeuge ausersehen, Sie in Ihre irdische Hölle zu bringen, aus der für Sie keine Erlösung mehr zu hoffen ist; wo für Sie Heulen und Zähnklappern seyn wird." Durch diese Rede, eines Satans ganz würdig, wurde der Amtmann, wie er mich in seinem Briefe versichert, veranlaßt, zu fragen, wo denn der Weg mit dem Gefangenen hingienge; worauf P. Vitulus geantwortet, daß das ein Geheimniß wäre,

das er keinen Menschen anvertrauen könnte. Das ist der schreckliche Inhalt des Briefes, den ich von dem Amtmann Feige in Betreff des unglücklichen Hermanns erhalten habe.

Gestern erhielt ich einen Brief von dem Pastor Ehrenmann mit einer Nachricht, die erst meine Betrübniß auf das höchste brachte, der Nachricht nämlich, daß auch Adelheid auf eine ähnliche Art entführt worden, ohne daß man weiß, wo sie hingekommen. Der gute Vater ist beynahe bis zur Verzweifelung gebracht. Ohne Zweifel sind beyde in Klöster transportirt worden, und dazu bestimmt, in Kerkern daselbst ihr Leben hinzuseufzen; oder man nimmt ihnen gar das Leben, wie das höchst wahrscheinlich in Ansehung des braven Hauptmannes, der Hermanns Schwester aus dem Kloster zu retten suchte, geschehen ist. Denn ich habe Brifee erhalten, daß derselbe an einer schleichenden Krankheit gestorben

ist, die mit solchen Symptomen begleitet war, daß sie für nichts anders, als für eine Folge von Giftmischerey anzusehen ist. Auch Hermanns Schwester, statt dispensirt worden zu seyn, schmachtet bereits im Kerker. Gott! was wird noch aus der Menschheit werden, wenn das verfluchte Pfaffen- und Mönchsthum noch ferner so fortfahren darf? Wie sehr habe ich mich getäuscht, daß ich glaubte, derley Unmenschen wären in unsern Tagen nicht mehr zu fürchten? Wenn edle Menschen je auf Ihrer Hut seyn mußten, so ist es jetzt, wo das Pfaffenthum, ganz wüthig, die letzten verzweiflungsvollen Versuche macht, sein altes Ansehen wieder zu behaupten.

Was ist nun zu thun? Ich werde mein Haupt nicht ruhig legen, bis ich herausgebracht habe, wo diese beyden Schlachtopfer des Pfaffenthumes hingebracht worden. Habe ich nur einmal das herausgebracht, dann sollen sie gewiß gerettet werden, und

sollten hundert verschlossene Thüren zu ihrem Gefängnisse führen. Vielleicht können auch Sie etwas zu ihrer Rettung beytragen. Ich rathe Ihnen zu diesem Ende folgendes. Da Sie, wie ich höre, sehr gut bey dem humanen und aufgeklärten Herzoge zu Würtemberg, Karl Eugen, angeschrieben sind, und sehr oft in Rücksicht auf seine Gesundheitsumstände von ihm zu Rathe gezogen werden, so gehen Sie doch zu ihm, und erzählen ihm den Vorfall in seinem ganzen Umfang, mit der dringenden Bitte, sich wegen der ganz unschuldig Leidenden an dem französischen Hofe zu verwenden. Ich bin vollkommen überzeugt, daß, wenn Karl Eugen will, er die Edlen ganz gewiß retten kann. Ich kenne kein höheres Glück, das ich noch erleben möchte, als die Rettung dieser Liebenden; und ich weiß, daß Sie dieselbe Gesinnung hegen. Auf ewig der Ihrige.

Vier und zwanzigster Brief.

(Hermann an Herrn Weise.)

Sie werden ohne Zweifel, theuerster Freund und Lehrer, wegen meiner seit bereits 4 Jahren in den größten Besorgnissen gewesen seyn. Ich freue mich bey meinem größten Elende unaussprechlich, daß ich wenigstens noch das Glück habe, Ihnen schreiben zu können, ob ich gleich Ihnen schreiben muß, daß ich nun für immer verlohren bin. Dieses Glück habe ich meinem dermaligen Kerkerdiener, dem Layenbruder, genannt F. Bonifaz, zu verdanken. Da mir aber nur eine kurze Zeit zum Schrei-

ben vergönnt ist, so kann ich Ihnen auch nur in einem kurzen Abrisse meine Lage schildern.

Ich schmachte nun bereits 4 volle Jahre in dem fürchterlichsten Gefängniß des Dominikaner-Klosters, genannt zum heiligen Kreuze. Daß der Ort meiner Qual diesen Namen habe, erfuhr ich erst seit 14 Tagen von demselben menschenfreundlichen Layenbruder. Derjenige, der mich vorher bediente, F. Hildebrand, war so grausam, daß er mir nicht einmal den Trost gönnte, zu wissen, wo ich wäre. Ich wurde zu Nacht in dieses Kloster geführt, ohne zu wissen, wie es hieße, oder in welcher Gegend es läge. Ich will Ihnen keine Beschreibung von der Art machen, wie ich von dem P. Vitulus auf meinem Spaziergang ergriffen, und in Begleitung von noch zwey barbarischen Menschen, die, obgleich verkleidet, ebenfalls Pfaffen, oder Mönche waren — dann sie

betheten täglich sehr gewissenhaft ihr Brevier, und lasen, wo sie konnten, Messe — hieher transportirt worden bin. Ich will Ihnen nur etwas weniges von dem sagen, was mir im Kerker begegnete, und was mein ferneres Schicksal seyn soll.

Ich wurde im Kerker an eiserne Ketten gelegt; vor mir lag ein großer Stein, auf welchen ein Todtenkopf, mit Schlangen umwunden, eingehauen war, mit der Aufschrift: *Non est pax impiis. Vermis eorum non moritur.* (Den Gottlosen wird kein Friede gewährt. Ihr Wurm stirbt nie.) Gegen die Wand zu war ein Lager von Heu und Stroh, ziemlich sparsam gestreut, so daß ich mich dadurch nicht gegen die Kälte schützen konnte. An drey Plätzen des Kerkers sah ich Menschenkörper, halb verweset, und noch angekettet. Täglich erhielt ich zur Nahrung gerade so viel Wasser und Brod, daß ich gegen den Hungertod kümmerlich geschützt wurde.

Der Bruder Hildebrand, der mir täglich diese sparsame Kost brachte, war der größte Unmensch den ich je kennen lernte. Nie hatte er ein Wort mit mir gesprochen, wenn er mir nicht etwas von Seiten des Priors zu sagen hatte. Und dieß that er so nur erst dann, nachdem er das Kreuzzeichen gegen sich und gegen mich geschlagen, und einige Fluchpsalmen hergemurmelt hatte. Der erste Winter, den ich in diesem Kerker zuzubringen hatte, war fürchterlich kalt. Der Unmensch sah mit teuflischem Lächeln, wie ich an allen Gliedern zitterte; war gefühllos gegen mein dringendes Flehen um so viel Stroh und Heu, daß ich mich in dasselbe hätte wickeln können. Als er mir einst das Essen brachte, sagte ich ihm, daß ich nun kein Glied mehr bewegen könnte, und folglich erfrieren müßte, wenn man mir nicht bald mit Erwärmungsmitteln zu Hülfe käme. Ich ließ daher den Prior nur so lange um ein Bette, wenn es auch noch so schlecht wäre bitten, bis die strengste

Kälte vorüber wäre. Nach einer halben Stunde kam er wieder, und sagte mir, der P. Prior lasse mir sagen, daß er jetzt keine Zeit hätte, mir ein Bette zu schicken; ich möchte nur warten, bis gegen die Nacht, und mittlerweile erfahren, wie unselig es sey, nach dem Ausspruch des Propheten, den Herrn verlassen zu haben. Gegen die Gottlosen hätten sich alle Elemente verschworen. Doch wollte er aus über großer Barmherzigkeit mir noch vor dem Schlafengehen ein Bette schicken.

Meine Erstarrung nahm immer mehr überhand; und das Bewußtseyn ward immer schwächer. Es schlich sich ein Todesschlaf heran, dem ich nicht mehr widerstehen konnte. Ich hörte noch zur Vesper läuten: Sonst weiß ich nichts mehr, was mit mir bis gegen 9 Uhr zu Nacht vorgieng. Als der Bruder Hildebrand um 6 Uhr die für mich bestimmte Portion von Wasser

und Brod brachte, fand er mich leblos. Er zeigte es sogleich an. Es wurde ein Arzt herbey gerufen, der darauf drang, daß ich aus dem Kerker in ein Zimmer des Klosters gebracht würde, damit er daselbst die nöthigen Rettungsmittel versuchen könnte. Man muß es freylich thun, sagte der Prior bey dieser Gelegenheit, wie mir nachher der Arzt erzählte; denn die Buße dieses Aufklärers ist noch zu kurz. Entweder muß er sich aufrichtig zu Gott bekehren, oder er muß Jahrelang in diesem Kerker leiden. Die Kur des Arztes glückte. Gegen 9 Uhr kam ich wieder zum Bewußtseyn. Nun wurde ich auf das trefflichste verpflegt. Der Arzt kam täglich einigemal zu mir; aber immer in Begleitung des Priors, oder des F. Hildebrands, so sehr ich auch gewünscht hatte, ihn einmal allein zu sprechen. Endlich wurde mein Wunsch erfüllt. Er kam einst an einem Morgen mit sehr heiterem Gesichte, statt daß er vorher immer mürrisch war. Ich

bat ihn auf das dringendste, auf Mittel zu meiner Rettung zu denken, oder mir wenigstens nur den Dienst zu thun, daß er mir ein wenig Papier sammt Dinte und Feder geben, und dann einen Brief von einem Paar Zeilen an Sie bestellen möchte. Es thut mir Leid, sagte er, daß ich nichts zu Ihrem Besten thun kann. Denn ich bin der heiligen Inquisition auf das strengste verpflichtet, so daß ich eine ähnliche Strafe, wie Sie, zu besorgen hätte, wenn ich auch nur das Geringste gegen meine Pflicht wagen wollte. Das Einzige, was ich thun kann, besteht darin, daß ich wegen Ihrer mit dem P. Prior reden will. Wenigstens hoffe ich es dahin zu bringen, daß man Ihnen auf immer im Kerker ein Bette vergönnt. Ich bezeugte ihm, daß ich das für eine große Wohlthat anerkennen würde. Des andern Tages kam er mit dem Ausdruck der lebhaftesten Freude wieder zu mir, und sagte: Sie sind gerettet, wenn Sie nur nicht selbst Hindernisse setzen.

Sie sollen ganz auf freyem Fuß gestellt werden, wenn Sie in Gegenwart des Priors, und noch einniger wichtiger Männer Ihre abscheulichen und gottlosen Irrthümer abschwören, und in diesem Kloster auf den Orden des heiligen Dominikus Profession ablegen wollen. Meine entschlossene Antwort war: Ich habe keine Irrthümer, die ich zu verfluchen, oder abzuschwören hätte. Ich müßte sonst Gott, Wahrheit und Tugend verläugnen. Das sey aber ewig von mir ferne. Auch werde ich mich nie entschließen, Gelübde abzulegen, die keine andere Tendenz haben, als die Verläugnung aller Humanität, die mir, man mag mich quälen, wie man will, ewig heilig seyn wird. Nun so kann ich Ihnen nicht weiter helfen, sagte er ganz kaltblütig. Sie können das Unglück, das Sie noch weiter treffen wird, Niemand anderen zuschreiben, als sich selbst. Hierauf verließ er mich.

Als ich hergestellt war, wurde ich wieder in den Kerker gebracht, bey welcher Gelegenheit der Arzt sagte, daß, wenn man wünschte, daß ich länger büßen sollte, man mir ein Bette geben müßte, weil ich sonst ganz gewiß bald sterben würde. Ja, er soll länger leben, sagte der Prior, damit, weil er sich nicht bekehren will, er auch die Hölle dieses Lebens so lange, als möglich ist, versuche. Vielleicht wird er durch diese irdische Hölle doch noch bekehrt. Denn der Erbarmnisse des Herrn ist kein Ende. Ich war nur froh, daß ich auf einem so unmenschlichen Wege ein Bette erhielt. So lebte ich fort, wie vorher, bey nahe bis auf den heutigen Tag. Erst vor 14 Tagen wurde mein Schicksal in etwas dadurch erleichtert, daß mir der F. Bonifaz zum Kerkerdiener gegeben wurde, weil der unmenschliche F. Hildebrand starb Ich bemerkte an dem F. Bonifaz gleich Spuren der Menschlichkeit. Denn er redete mich sogleich, als er das erstemal zu mir

kam, freundlich an, und bezeugte mir sein Mitleid. Ich machte ihn, um ihn noch mehr für mich zu stimmen, nach und nach mit meiner ganzen Lebensgeschichte bekannt. Als er hörte, daß mein Vater, erst seit etwa 5 Jahren unter dem Namen Baron von Hartenfels von dem Könige geadelt worden wäre, und das Adelsdiplom gerade an dem Tag erhalten hätte, da meine Schwester hätte Profession ablegen sollen, unterbrach er mich mit dem Ausdruck der lebhaftesten Freude, und sagte: da ich nun weiß, wer Sie sind, so kann ich Ihnen in Betreff Ihrer Familie wichtige Nachrichten geben. Und vielleicht ist es nun möglich, daß Sie durch Ihren Bruder gerettet werden, der sich alle mögliche Mühe gegeben hat, Sie auszuspähen. Hätte ich doch das eher gewußt! Sie wären ohne Zweifel schon seit wenigstens einem halben Jahre, und vielleicht auch Ihre Schwester, und Ihre geliebte Adelheid (sehen Sie, daß ich alles weiß)

gerettet. Ich komme öfters zu Ihrem Herrn Bruder, weil ich die Gärtnerey gut verstehe, und von ihm zur besseren Anlegung seiner Gärten gebraucht werde. Ich unterbrach ihn hier mit der Frage, ob denn vielleicht mein Vater gestorben wäre. Nein, war seine Antwort; er ist für immer aus Frankreich emigrirt, und will sein Leben zu Wien zubringen. Er hat daher Ihrem Herrn Bruder den Besitz aller seiner Güter übergeben, unter der Bedingung, daß er ihm jährlich 20000 Liv. geben soll. Warum ist mein Vater emigrirt? fragte ich. Wissen Sie denn nichts von der allgemeinen Revolution, die in Frankreich ausgebrochen ist, und die besonders dem Könige, dem Adel, und der Geistlichkeit sehr gefährlich und nachtheilig ist. Ich bezeugte ihm meine gänzliche Unwissenheit über die so äußerst wichtige Begebenheit, worüber er sich sehr wunderte. Ihr Vater, fuhr er fort, behandelte den gemeinen Mann äußerst despotisch, so daß wenn er nicht noch

zur rechten Zeit emigrirt wäre, er ohne Zweifel von den Bauern würde erschlagen worden seyn. Hingegen ist Ihr Herr Bruder von dem gemeinen Manne angebethet. Sobald er seine Güter antrat, erklärte er sogleich, daß er Verzicht leiste auf alle Rechte eines Edelmanns. Er legte daher auch sogleich den Namen Baron von Hartenfels ab, und nahm seinen alten Familiennamen Hermann wieder an. Auch machte er die Bauern von allen den Lasten frey, wodurch sich die Edelleute gehässig gemacht haben, und verwandelte dieselbe in eine mäßige Geldsumme, welche die Bauern auch gern entrichten. Ich war erst vor drey Wochen bey ihm. Da klagte er denn recht gerührt, daß ihm die Mönche und Pfaffen einen geliebten Bruder, und eine eben so geliebte Schwester entrissen hätten, die er bey aller Mühe, die er sich bereits gegeben, nicht hätte ausspähen können. Die Nonnen zur schmerzhaften Mutter gäben vor, seine Schwester wäre ge-

storben. Von seinem Bruder aber hätte er durchaus nichts erfahren können. Er hätte seinen Vater bey seiner Abreise auf das dringendste gebethen, ihm Aufschluß über seinen Bruder und seine Schwester zu geben. Allein er hätte ihm zu Gott geschworen, daß er nicht wüßte, wo der erstere hin transportirt worden. Er wüßte weiter nichts, als daß derselbe auf Befehl des ersten Staatsministers wäre aufgehoben, und gefangen gesetzt worden. Von meiner Schwester behauptete er, wie die Nonnen, daß sie gestorben wäre. Aber er hoffte, setzte Ihr Herr Bruder hinzu, es doch noch zu erfahren. Er hätte unlängst seinem Vater geschrieben, daß er ihm so lange kein Geld schicken würde, bis er ihm eröffnete, wo sein Bruder hingeführt worden wäre, wenn auch seine Schwester gestorben seyn sollte. Diese Drohung würde er auch gewiß erfüllen, und dadurch seinen Vater zum Geständnisse bringen. Denn es wäre erst seit kurzem so manches ans

Licht gekommen, woraus erhelle, daß sein Vater wüßte, wo sein geliebter Bruder wäre. Unter andern hätte er erfahren, daß P. Vitulus, der seinen Bruder meuchelmörderischer Weise auf seinem Spaziergang ergriffen, und an den Ort seiner Bestimmung transportirt hätte, noch vor seinem Tode ausgesagt hätte, er bereute es vom Herzen, daß er sich von dem alten Hartenfels als Werzeug zum Verderben seines Sohnes hätte mißbrauchen lassen. Auch hätten sich neuerdings Gründe vorgefunden, die den wirklichen Tod seiner Schwester bezweifeln ließen. Bey dieser Gelegenheit, setzte F. Bonifaz hinzu, rieth ihm sein Haushofmeister, der ehemals Beichtvater des Klosters zur schmerzhaften Mutter gewesen, mit bewaffneten Bauern in jenem Kloster eine genaue Untersuchung anzustellen, weil es ihm wahrscheinlich wäre, daß die Nonnen bloß das Gerücht von dem Tode seiner Schwester ausgestreut hätten, um alle weitere Versu-

che, das gute Mädchen zu retten, abzuschneiden. Wie? der ehemalige Beichtvater des Klosters zur schmerzhaften Mutter ist bey meinem Bruder? fragte ich hastig. Ja, war seine Antwort; ich habe ihn selbst gesehen. Dieser rechtschaffene Mann, erwiederte ich, saß ja im Oestereichischen gefangen; wie kam er denn zu meinem Bruder? Ihr Bruder hielt sich vor zwey Jahren eine Zeitlang zu Wien auf, da eben der Kaiser Joseph viele Klöster aufhob, bey welcher Gelegenheit die größten Unmenschlichkeiten, welche die Mönche im Geheim verübt hatten, herauskamen. Das Kloster, wo der ehemalige Klosterbeichtvater zur schmerzhaften Mutter gefangen saß, wurde von den kaiserlichen Kommissarien zu einer Zeit, da sich die Mönche einen solchen Besuch gar nicht träumten, überfallen, und auf das genaueste durchsucht. Man fand in einem scheußlichen Kerker nebst vielen andern rechtschaffenen und aufgeklärten Männern auch

den P. Sincerus. Besonders erregten die Schicksale des P. Sincerus, von ihm selbst beschrieben, große Sensation. Ihrem Herrn Bruder kam auch diese Schrift zu Gesichte. Er erkundigte sich daher nach dem Aufenthalt des P. Sincerus, und ließ ihn zu sich kommen. Er gewann ihn so lieb, daß, als er von Wien nach Frankreich zurück reiste, er denselben mit sich nehmen wollte. Aber P. Sincerus stellte ihm vor, daß er daselbst in neue Gefahr kommen würde. Aber nach der Emigration Ihres Vaters schrieb er ihm, daß nun für seine Person nichts mehr zu befürchten wäre, und lud ihn zu sich ein. Er kam; und seit dieser Zeit ist er der vertrauteste Freund, und unzertrennlichste Gefährte Ihres Herrn Bruders.

Gott! warum habe ich doch wenigstens vor vier Wochen nicht gewußt, daß Sie in unserm Klosterkerker säßen? Sie wären nunmehr ganz gewiß gerettet. Aber ich

wußte nicht einmal, daß irgend ein Mensch, vielweniger, daß Sie, in diesem scheußlichen Kerker schmachteten. Erst nach dem Tode des F. Hildebrand, der gähe starb, ließ mich unser P. Prior zu sich kommen, und sagte mir, daß er mir nun einen Dienst anvertrauen müßte, den F. Hildebrand auf das gewissenhafteste vertreten hätte. Es säße nämlich in unserm Klosterkerker ein großer Verbrecher, der mehr, als ein Mörder wäre. Aus übergroßer Gnade hätte ihm zwar die geistliche und weltliche Obrigkeit das Leben geschenkt, aber doch für nothwendig befunden, um diesen höchst verderblichen Menschen unschädlich zu machen, ihn zu einem ewigen Kerker zu verdammen. Da aber dieser Bösewicht in diesen Zeiten, wo die Gottlosigkeit überall siegte, einen großen Anhang hätte, so dürfte man nicht einmal das Geringste laut werden lassen, daß irgend ein Mensch in unserm Klosterkerker säße, weil bey dieser gottlosen Revolution überall die

Gefängnisse eröffnet, und die gemeinschädlichsten Bösewichte in Freyheit gesetzt würden. Zu diesem Ende nahm er mir einen fürchterlichen Eid ab. Als dieses geschehen war, sagte er: es weiß von diesem Gefangenen Niemand etwas, als unser P. Senior, der ein wahrer Heiliger ist, und ich, nebst dem Vater des Bösewichts, der, als ein sehr gottesfürchtiger Mann sogar das Laster in seinem Sohne verfolgt, und daher nichts von seiner Loslassung wissen will, als bis er sich aufrichtig bekehrt hat, wozu sich aber der verstockte Sünder nicht verstehen will. Ich habe Ihnen nun dasselbe Geheimniß mitgetheilt. Kommt etwas davon heraus, so ist es schon bewiesen, daß Sie der Verräther sind. Und dann sollen Sie wissen, daß für Sie ein gleiches Loos bestimmt ist, und daß Sie demselben auf keine Art werden entgehen können. Denn wenn man gleich heut zu Tage anfängt, Gott zu läugnen, so lebt er doch ewig, und weiß durch das untrügliche Späherauge,

das er seiner heiligen Kirche ertheilt hat, die Gottlosen, und ihre Freunde überall zu finden.

Glauben Sie, daß Sie an diesen Eid gebunden sind? fragte ich den F. Bonifaz. Keines weges, war seine Antwort. Denn ich habe denselben bloß unter der Voraussetzuug abgelegt, daß der Gefangene, der mir anvertraut werden sollte, wirklich ein schädlicher Verbrecher wäre, vor welchem die menschliche Gesellschaft geschützt werden müßte. Nun bin ich aber vollkommen überzeugt, daß das Verbrechen auf Seiten Ihrer Ankläger und Verfolger ist. O wenn doch nur so eben Ihr Herr Bruder mit dem P. Sincerus nicht nach Paris verreiset wäre! Sie sollten sogleich sehen, wie wenig Gewissen ich mir daraus mache, einen auf den schändlichsten Betrug gebauten, und mir unter falschen Voraussetzungen abgedrungenen, Eid zu brechen. Ich halte diesen Bruch sogar für

die höchste Pflicht. Wie? mein Bruder ist mit dem P. Sincerus nach Paris gereiset? Wann geschah das? Wann kommt er wieder? Vor drey Wochen, versetzte F. Bonifaz, und zwar zu eben der Zeit, als ich auf seinem Schlosse war. Ich blieb nach seiner Abreise noch einige Tage zu Hartenfels, um den Garten vollends in Ordnung zu bringen. In Rücksicht auf seine Rückkehr bestimmte er keine gewisse Zeit, sondern sagte nur, er würde bald wieder kommen, und mich sogleich zu sich rufen lassen, um mir seine Gedanken über die Veränderungen, die er mit seinem Garten zu Freudenheim vorzunehmen gedächte, zu eröffnen, und von mir ausführen zu lassen. Da ich nun noch keine Nachricht von ihm erhalten habe, so vermuthe ich, daß er noch nicht zurückgekommen sey. Sobald er zurück kommt, werde ich ihm schreiben, daß Sie hier im Kerker schmachten. Er wird sogleich mit seinen treuen Bauern zu Ihrer Rettung herbey

eilen. Gott! wie freue ich mich auf dieses Glück! Aber wäre es nicht besser, sagte ich, wenn Sie sogleich selbst zu ihm giengen, und ihn mündlich mit meiner ganzen schrecklichen Lage bekannt machten? Es wäre möglich, daß der Brief aufgehascht würde. Das ist wohl wahr. Aber ich darf, so lange Sie mir anvertraut sind, nicht über Land gehen. Das hat mir der Prior schon gesagt, weil er befürchtet, daß wenn er mehreren das Geheimniß anvertraut, dasselbe herauskommen möchte. In meiner Abwesenheit müßte ein anderer Geistlicher unseres Klosters Ihre Bedienung übernehmen. Davor scheuet sich aber der Prior. Ein Priester würde einen Kerkerdienst nicht übernehmen wollen; und außer mir ist kein Layenbruder mehr da. Aber seyen Sie wegen des Briefes außer Sorgen. Ich kenne hier einen äußerst treuen, und zur Ausführung solcher Geschäfte gewandten Menschen, der zugleich arm ist, und gern ein Stück Geld verdienet. Ich weiß, daß

er Briefe richtig überliefert hat, deren Inhalt von höchster Wichtigkeit, und wo die Ueberbringung mit der höchsten Gefahr, ertappt zu werden, verbunden war. Ich habe ihn selbst in ähnlichen Geschäften schon gebraucht. Aber ich habe kein Geld, war meine Antwort, und mit bloßen Versprechungen wird er sich nicht abspeisen lassen. Ich habe zwar nur 6 Livr. in meinem ganzen Vermögen, sagte F. Bonifaz. Mit dieser Summe ist er ganz gewiß schon zufrieden. Aber ich habe in meiner Zelle ein kostbares Gemählde, das mir eben Ihr Herr Bruder zum Geschenk gemacht hat. Ein Liebhaber hier hat mir schon 6 Louisd'or dafür geboten. Ich will es ihm nun verkaufen, und dem Boten, den ich nach Hartenfels, 12 Stunden von hier entfernt, schicken will, sogleich 2 Louisd'or geben, und ihm noch zwey versprechen, wenn er bey seiner Zurückkunft beweisen kann, daß er den Brief sicher überliefert hat. Ueber diese Großmuth höchst erfreut,

bat ich ihn, sogleich heute noch zu schreiben (es war vor vier Tagen, als er mir diese Anerbietung machte). Ich versprach ihm, wenn ich gerettet würde, nicht bloß ewigen Herzensdank, sondern auch eine reelle Vergeltung, die ihm gewiß angenehm seyn würde. Gott weiß, rief der edle Mönch aus, daß mir keine größere Belohnung zu Theil werden kann, als wenn Sie gerittet werden. Und es ist nichts gewisser, als Ihre Rettung.

F. Bonifaz führte sogleich sein Versprechen aus. Der Bote kam nach zwey Tagen wieder zurück mit einem Schreiben des Amtmannes meines Bruders, worin derselbe nicht nur bezeugte, daß der Bote den Brief richtig überliefert hätte, sondern auch, daß sein Herr wirklich schon auf der Rückreise von Paris begriffen wäre. Wer war nun froher, als ich und mein guter F. Bonifaz? Beyde glaubten wir, daß nichts gewisser sey, als meine

baldige Rettung. Ich war schon selig in dieser zuversichtlichen Hoffnung. Heute, und so eben vor einer Stunde, als mir F. Bonifaz mein Essen brachte (er brachte mir seit der Zeit, als er meine Unschuld erkannte, immer nebst Brod auch Fleisch und Wein; denn er hatte zugleich die Küche und den Keller zu besorgen) sagte er mir mit Schrecken, daß ich nun unwiederbringlich verlohren wäre. So eben hätte er zu dem Prior gehen wollen, und als er an die Thüre seines Zimmers gekommen, hätte er gehört, daß derselbe mit dem P. Senior des Klosters von mir gesprochen. Er hätte nun zu seinem größten Schrecken Folgendes vernommen; 1) daß morgen frühe gegen 4 Uhr der Prior nach Spanien verreisen, mich mit nehmen, und daselbst dem Ketzergericht übergeben wollte. Nun ist, hätte der Prior gesagt, der Bösewicht zum Scheiterhaufen reif, da er sich durchaus nicht bekehren will. 2) Daß ihm der Na-

tionalkonvent nicht nur einen Paß, sondern auch sicheres Geleit bis an die Gränzen bewilligt hätte. Es wären vier Cavalleristen zu seiner Begleitung bestimmt, die schon im Kloster angekommen wären. Der Prior hätte 3) den Gefangenen für seinen Bedienten bey dem Nationalkonvent ausgegeben; der Paß wäre daher für ihn, und für diesen vermeintlichen Bedienten ausgefertigt. Er hätte 4) schon mit den Reutern gesprochen, und jedem 600 Liv. zugesichert, wenn sie ihn sicher über die Gränzen bringen, und seinen Bedienten streng bewachen würden, weil er nicht recht Lust hätte, diese Reise mit zu machen, und derselbe ihm doch zur Ausführung seiner Absichten unentbehrlich wäre. Sie hätten ihm beydes auf das nachdrücklichste versprochen. Mit Geld, sagte er, läßt sich auch bey den eifrigsten Patrioten alles ausrichten. Sobald er über die Gränze gekommen, fuhr er fort, wollte er schon einige handfeste Kerl für Geld gewinnen, die dem Aufklärer

das Ausreißen unmöglich machen sollten. Zur größeren Sicherheit wollte er diese Nacht den Kerker durch zwey vertraute Menschen bewachen lassen. Er hätte für den Gefangenen die nöthigen Kleider machen lassen, damit er ihn auf eine täuschende Art für seinen Bedienten ausgeben könnte. Endlich wollte er den F. Bonifaz zu sich kommen lassen, und ihm die Kerkerschlüssel abfodern. Als ich das vor der Thüre hörte, setzte F. Bonifaz hinzu, gieng ich sogleich in meine Zelle zurück, um keinen Verdacht zu erregen, daß ich diese Unterredung möchte belauscht haben. Ich war kaum in meine Zelle angekommen, als der Prior mir schellte. Als ich zu ihm kam, sagte er mir, daß er für nöthig befunden hätte, heute diese Nacht den Kerker durch zwey Männer bewachen zu lassen. Diese hätten schon wirklich an der ersten Kerkerthür ihre Station eingenommen. Ich sollte ihnen daher gut zu essen und so viel zu trinken geben, als sie verlangten,

ja sie mit einem reichlichen Weinvorrath für die ganze Nacht versehen. Ferner sollte ich ihm nach dem Komplet (die letzte Hora unmittelbar vor dem Schlafengehen) sogleich die Kerkerschlüssel überliefern. Endlich sollte ich morgen frühe um 3 Uhr für 8 Personen Schokolade machen, und zu ihm kommen, um weitere Befehle einzuholen. — Das ist die Schreckenpost, fuhr F. Bonifaz fort, die ich Ihnen sogleich bringen wollte, damit Sie Ihre Maaßregeln darnach nehmen können.

Ich sank bey dieser Nachricht beynahe in Ohnmacht. Gott! dachte ich: muß gerade dieses Unglück noch über mich kommen zur Zeit, da ich täglich meine Rettung erwartete? Was ist nun zu thun, fragte ich betäubt den F. Bonifaz. Ich weiß nicht, sagte er. Es ist mir, als wenn ich allen Verstand verlohren hätte. Wären nicht schon die Wächter an der Kerkerthüre, so würde ich es wagen, Sie aus

dem Kerker zu führen. Wären diese Menschen nicht durch Geld zu gewinnen? fragte ich. Der Versuch ist zu gefährlich, sagte er. Ich kenne diese Menschen, und weiß, daß sie, durch ein falsches Gewissen, verführt, mit Leib und Seele den Mönchen anhängen. Hätte doch nur der Prior die Kerkerschlüssel nicht abgefodert! Ich würde diesen Menschen gewiß einen Wein vorsetzen, durch den sie das Bewußtseyn versaufen sollten. Ach! daß Ihr Herr Bruder noch nicht zu Hartenfels angekommen ist. Ich bin gewiß, daß er in demselben Moment, als er meinen Brief lesen wird, mit seinen treuen Bauern aufbrechen, und unser Kloster bestürmen wird. Nun kommt er in jedem Falle zu spät. Denn Morgen frühe um 4 Uhr ist die Abreise bestimmt. — Es war eben 5 Uhr Abends, als mir F. Bonifaz, diese schreckliche Nachricht brachte. Da ich nun schlechthin keinen Weg zu meiner Rettung vor mir sah, so bat ich ihn, mir die letzte Gefälligkeit zu

erweisen, die darin bestünde daß er mir Dinte, Feder und etwas Papier bringen möchte, weil ich die kurze Zeit noch benützen wollte, um in einem Briefe von dem Freunde und Wohlthäter, dem ich am meisten zu verdanken hätte, auf immer Abschied zu nehmen. Herzlich gerne, sagte er. Nur müssen Sie machen, daß der Brief wenigstens präcis um 8 Uhr fertig ist. Denn um diese Zeit ist das Komplet zu Ende, wo ich die Kerkerschlüssel dem Prior überliefern muß. Ich versprachs. Er gieng sogleich fort, und brachte mir einen kleinen Schreibezeug, den man zuschrauben, und in die Tasche stecken kann, sammt Papier und Feder. Ich benützte sogleich diese mir heilige Zeit, um Ihnen, unvergeßlicher Lehrer, Wohlthäter und Freund diesen kurzen Umriß der Schicksale, die ich im Kerker hier erlebt habe, zu entwerfen, und durch den F. Bonifaz, seinem Versprechen gemäß, Ihnen zusenden zu lassen. Preisgegeben

satanischen Menschen, bin ich nun auf immer verlohren, und von der bessere Welt getrennt — ach! getrennt von meiner theuern Adelheid, getrennt von Ihnen, getrennt von meinem edlen Bruder, getrennt von meiner unglücklichen Schwester, die wahrscheinlich ebenfalls in einem dumpfen Kerker schmachtet. O möcht' ich euch wenigstens wieder finden, ihr Guten, in einem besseren Leben, wo alle gute Menschen zusammen kommen; wo keine Pfaffen mehr sind! Ich gehe dem Scheiterhaufen entgegen — ich. Freund! wie empörend ist für mich dieser Gedanke! Priesterhände sind es, die mich dahin bringen, glühend von Begierde, sich mit meinem Blute zu besudeln. Priesterhände! Priesterherzen! O Fluch über euch, ewiger Fluch von der ganzen Menschheit! Ja er wird euch treffen, wenigstens zum Theil treffen. O wie wollte ich die Flammen, die mich verzehren sollen, segnen, und sie umfassen, wenn ich noch auf dem Scheiterhaufen er=

fahren könnte, daß ich das letzte Opfer wäre, das durch die geweihte Tygerhand des Mönchs- und Pfaffenthums fiele! Aber ach! wie viele werden noch fallen, bis die Vernunft einen allgemeinen und vollkommenen Sieg erhält! Diese Unmenschen werden, von einem Lande verjagt, in ein anderes ziehen, und da ihre gewohnten Greuelscenen wieder erneuern, bis sie auch von hier verbannt, wieder eine dumme Nation finden, die sich durch die Heucheley derselben täuschen, und in Staub treten läßt. Doch es ist schon Trost für mich, daß wenigstens unter einigen Nationen die Menschheit erwacht, und die Fesseln mit edlem Unwillen zerbricht, womit das Mönchs- und Pfaffenthum seit Jahrtausenden alles Gefühl von Menschenwürde zu vertilgen strebte. Ich gehe mit dem Bewußtseyn dem schrecklichsten Tode entgegen, daß ich recht und edel gehandelt habe; und noch in den Flammen wird mich dasselbe beseligen. Und sollte mir von den Pfaffen nicht bloß Be-

freyung von dem Tode, sondern auch noch das glänzendste Erdenglück, auf Kosten meines Gewissens angeboten werden, und zwar im Anblicke der lodernden Flamme, die mich verschlingen soll, so will doch dasselbe verachten, und lieber mit reinem Gewissen selbst in die Flammen springen. Das ist mein unveränderlicher Entschluß.

Doch ich muß schließen. So eben kommt mein guter F. Bonifaz. O könnte ich doch in die letzten Worte, die ich durch dieses Schreiben so eben auf immer zu Ihnen spreche, die unendliche Fülle der Dankbarkeit, der Liebe, Freundschaft und Verehrung, wovon ich gegen Sie ganz durchdrungen bin, koncentriren! Nehmen Sie nun das letzte Lebewohl von dem jungen Manne, den Sie, wir ihr Kind liebten, und der nun von Blutdürstigen Pfaffen zum Scheiterhaufen geführt wird; von dem Manne, der sich immer bestrebte, sich Ihrer Freundschaft würdig zu beweisen, und

der noch auf dem Blutgerüste diese Würde behaupten wird; dem man zwar das Leben, aber nicht das, woran alle Menschenwürde hängt, absolute Achtung und Verehrung des Göttlichen, Wahren und Guten rauben kann; nicht die Gesinnung, mit der ich bin ewig — der Ihrige.

Fünfund zwanzigster Brief.

(An Herrn Weise.)

Ich bin gerettet, Freund! gerettet gerade noch zur Zeit, da der blutdürstige Aberglaube nach mir griff, und mich nach Spanien abzuführen im Begriff stund, um mich daselbst dem Scheiterhaufen zu übergeben; gerettet auf eine Art, die alle Wünsche, die ich je hegte, weit übersteigt. Gestern schrieb ich vor dem Schlafengehen einen Brief, der, wie ich glaubte, der letzte an Sie seyn würde, und worin ich Ihnen berichtete, daß ich, zum Scheiterhaufen bestimmt, heute frühe gegen vier Uhr nach Spanien sollte transportirt werden. Heute schreibe ich Ihnen, daß in acht Tagen das Trauungs-

fest, das meiner geliebten Adelheid und mir gilt, wird gefeyert werden. Gestern lud ich Sie ein, einen Blick in das Reich der Todten zu thun, um mich auch da noch zu finden. Heute lade ich Sie ein, nach Hartenfels zu kommen, um dem längst gewünschten Trauungsfest Ihrer Kinder beyzuwohnen. Wie sehr wünsche ich, daß der Brief, den ich heute an Sie schreibe, dem, den ich gestern schrieb, und der durch den guten F. Bonifaz sogleich vermittelst eines Expressen zu Fuße fortgeschickt wurde, zuvorkommen möchte, daß Sie durch denselben nicht in den äußersten Schrecken versetzt werden, der sich ganz gewiß bey der Nachricht des unglücklichsten Looses, das mir die Mönche zugedacht haben, Ihres menschenfreundlichen Herzens bemächtigen wird. Um nur einigermaßen Ihre Neugierde in Rücksicht auf die glücklichste Metamorphose, die mit mir mit Einem Schlage vorgieng, durch diesen Brief, der Ihnen durch einen Expressen zu Pferde —

einen Bedienten meines Bruders — zugeschickt werden soll, zu befriedigen, so will ich Ihnen nur einige Haupumstände berichten. Das übrige sollen Sie mündlich, wenn Sie auf das Trauungsfest zu uns kommen, erfahren. Es war von den Mönchen bestimmt, daß ich heute frühe um vier Uhr nach Spanien transportirt werden sollte. Mit Schrecken erwartete ich diesen entscheidenden Moment, mit welchem alle Hoffnung zur Rettung verschwinden sollte. Schon gegen halb vier Uhr hörte ich die ersten Thüren des Kerkers sich öffnen (es führen nämlich vier Thüren zu dem scheußlichen Kerker, worin ich schmachtete). Nun bist du auf immer verlohren, dachte ich. Ich hörte die Fußtritte mehrerer Menschen; ich glaubte, es sey der Prior mit den Wächtern. Endlich eröffnete sich auch die letzte Thüre; ein Schauer schüttelte mich am ganzen Leibe; es war mir, als wenn der Tod in lebendiger Gestalt in den Kerker einträte. Und sieh! es stand mein Bruder,

meine Schwester, meine Adelheid, der P. Sincerus, und der F. Bonifaz vor mir. Ich konnte anfangs an die Realität dieser höchst überraschenden Erscheinung nicht glauben. Es war mir alles, wie ein Traum. Aber sie warens die Schutzengel meiner Freyheit, meines Lebens, meines höchsten Glückes. Ich freue mich unendlich, geliebter Bruder, daß ich dich endlich gefunden, und deine Fesseln auf immer lösen kann, redete mich mein Bruder an, und fiel mir um den Hals. Adelheid und meine Schwester fielen ebenfalls in meine, noch gefesselten Arme, sprachlos, und hingerissen von dem Hochgefühl der höchsten Begeisterung. Auch ich konnte kein Wort sprechen. Mein Bruder wollte mir nun durch den Schlüssel, den er dem Prior abgenommen hatte, die Fesseln aufschließen. Aber, sagte Adelheid zu ihm, gönnen Sie mir dieses göttliche Vergnügen; durch meine Hand soll Hermann frey werden. Als das geschehen war, wurde ich von die-

ser himmlischen Botschaft in das Refektorium der Mönche geführt. Hier erzählte mir denn mein Bruder, daß er bey seiner Rückreise seinen Weg über das Kloster zur schmerzhaften Mutter genommen, mit dem P. Sincerus, mit zwey Bedienten, und seinem Jäger in das Kloster gedrungen, und sogleich dem Beichtvater, der noch der P. *Lacryma Christi* wäre, einen Besuch gemacht hätte. Er hätte denselben auf folgende Art angeredet: verruchter Pfaff, ich weiß gewiß, daß meine Schwester noch hier im Klosterkerker schmachtet. Diesen Augenblick gesteh' mirs, und führe mich zu meiner Schwester, oder du bist verlohren. Nach diesen letzten Worten hätte er den Degen gezogen, und ihm an die Brust gesetzt. Der Pfaff eingeschreckt, hätte gesagt: Ihre Schwester ist zwar noch im Kerker; aber ich habe den Schlüssel nicht dazu. Die Frau Abtissin hat denselben. Ich will Ihnen sogleich die Klausur öffnen, und sie zur Frau Abtissin führen. — Diese sey aber in Ohnmacht

gesunken, als sie sich durch einen solchen Besuch überrascht sah. Als sie wieder zu sich gekommen, hätte sie sich gar nicht geweigert, den Kerkerschlüssel herzugeben. Nun führte uns, sagte mein Bruder ferner, der P. *Lacryma Christi* in den Kerker. Und wie wurde ich überrascht, da ich mehr fand, als ich suchte — nicht nur unsere geliebte Schwester, sondern auch — deine geliebte Adelheid. Ich löste ihnen die Fesseln, und fuhr mit dieser köstlichsten Beute, die ich je machen konnte, nach unserm Gute Hartenfels. Hier fand ich den Brief des guten F. Bonifaz. Sogleich setzten wir uns wieder in den Wagen, um nach diesem Pfaffennest zu reisen. Als ich hier ankam, wollten mich die französischen Reuter, die hier liegen, nicht einlassen. Ich zeigte ihnen aber den Befehl des Nationalkonvents, den ich mir auswirkte, vor, daß mich das französische Militär bey der Aufsuchung meiner Schwester, und meines Bruders nicht nur nicht hindern, sondern vielmehr

unterstützen sollte. Hierauf ließen sie mich sogleich ins Kloster, und versprachen mir sogar, mich überall, wo ich hin wollte, zu begleiten. Nur möchte ich ihnen die vom Prior des Klosters ihnen zugesicherte Summe gewähren. Ich versprach ihnen nicht nur das, sondern noch mehr. Nun Bruder, fuhr er fort: liebst du noch Adelheid? Ich beantwortete diese Frage durch die zärtlichste Umarmung derselben. Gut, sagte mein Bruder, so höre meine Gesinnungen. Der Vater hat mir alle Güter lebenslänglich abgetreten. Es wäre höchst ungerecht, wenn ich mich als den einzigen Erben derselben ansehen wollte. Da es eben drey Rittergüter sind, so sollen dieselben unter uns auf gleiche Art vertheilt werden. Du und die Schwester möget euch ein Gut wählen, was ihr für eines wollet; ich bin zufrieden mit dem dritten, das ihr mir übrig lasset. Wir wollen dann gemeinschaftlich dem Vater jährich 20000 Liv. bezahlen. Deine Schwester hat so eben auf dem We-

ge ihre Hand dem P. Sincerus zugesichert. Da du nun noch dieselbe Liebe gegen Adelheid hegest, so wünsche ich, daß heut über acht Tage die Trauung von beyden Paaren zu Hartenfels vollzogen werde. Die Liebenden fielen sich einander um den Hals, zum Zeichen ihrer höchsten Zufriedenheit. Als dieses geschehen war, bestellte mein Bruder noch einen Wagen für mich und den guten F. Bonifaz, den wir sogleich in unsere Dienste aufnahmen, mit der Versicherung, ihn möglichst glücklich zu machen. Ich bat nur noch meinen Bruder, mir so viel Zeit zu gestatten, daß ich an Sie schreiben, und die traurige Nachricht des gestrigen Briefes widerrufen könnte. Ich schrieb diesen Brief im Refektorio an der Stelle, wo gewöhnlich der Prior sitzt. Freund! eine entzückendere Scene, als die ist, die heute im Kerker und in dem Mönchsrefektorium vorfiel, kann sich nicht im Himmel ereignen. Ich bin in der That von der Hölle in ein Paradies, dessen Se-

ligkeit noch keinem Menschen in einem so hohen Grad und vollen Maaß zu Theil geworden ist, als mir, versetzt. Kommen Sie, Freund, um an unserm Himmel Theil zu nehmen. Wir alle erwarten Sie mit offenen Armen. So eben schreibt auch Adelheid an ihren guten Vater, der die Trauung der beyden glücklichsten Paare, die je waren, vollziehen wird. Kommen Sie also, und setzen Sie mich in den Stand, Ihnen vorzüglich bey dieser Gelegenheit zu zeigen, daß ich auch im Kerker nicht vergessen habe, was ich Ihnen, als meinem Lehrer, Wohlthäter und Freund schuldig bin. Wie entzückt schließe ich nun diesen Brief im Paradies der Liebe, mit der Versicherung, die ich Ihnen gestern noch in der Pfaffenhölle gab — daß ich ewig bin der Ihrige.

An die

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

GEORG PAUL
Fd. Schneider's Nachf.
Buchbinderei
* BAMBERG. *

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schad, Johann Baptist,

Das Paradies der Liebe ein Kloster-Roman

Bd.: 2

(1804)

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.L.g.o.53(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11769993-2